

„If I can't dance to it, it's not my revolution.“

Emma Goldman

not my revolution.
revolution. If I can
n. If I can't dance
n't dance to it, i
e to it, it's not

it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my
my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution
revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I
n. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't d
n't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to
e to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's n
it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my
my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution
revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I
n. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't d
n't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to
e to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's n
it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my
my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution
revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I
n. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't d
n't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to
e to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's n
it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my
my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution
revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I can't dance to it, it's not my revolution. If I

Inhaltsverzeichnis

[1] Impressum	Seite 2
[2] Editorial / Berichte / grundrisse - Sommerseminar / Über revolutionäre Subjektivitäten [Bernhard Dorfer]	Seite 3
[3] Bewusstseinsindex oder Klassenkampf? Bemerkungen zur Methodik einer erneuerten Klassentheorie [Martin Birkner]	Seite 15
[4] Logisch oder historisch? Einführende Bemerkungen zu einer Kontroverse zwischen Michael Heinrich, Hans Georg Backhaus und Wolfgang Fritz Haug [Karl Reitter]	Seite 22
[5] Glanz und Elend einer kritischen Theorie Kritik des Adornismus [Meinhard Creydt]	Seite 33
[6] Soziale Bewegungen in Österreich: Differenzierung der Szenen [Robert Foltin]	Seite 46
[7] Buchbesprechung	Seite 59
[8] Zwei Fabeln von Don Durito [Subcomandante Insurgente Marcos]	Seite 61

Die offenen Redaktionstreffen der **grundrisse** finden jeden 2. und 4. Montag im Monat um 19 Uhr statt. Interessierte LeserInnen sind herzlich eingeladen. Unser „Winterquartier“ befindet sich bis auf Widerruf in der Martinstraße 46, 1180 Wien. Weitere Infos unter: www.grundrisse.net und unter grundrisse@gmx.net

Ein Abo kostet für 4 Nummern Euro 18,-. Bestellungen bitte entweder an grundrisse@gmx.net oder an K. Reitter, Antonigasse 100/8, A - 1180 Wien
Bankverbindung:

Österreich: (K. Reitter), BAWAG Konto Nr. 03010 324 172, Bankleitzahl 14000.

Seit 1. 7. 03 kann aus allen Ländern mit EU Währung spesenfrei auf unser Konto überwiesen werden. Anzugeben sind: Betrag in Euro, BIC = BAWAATWW, IBAN = AT641400003010324172, Empfänger = K. Reitter und der Zahlungszweck, z.B. Abo ab Nr. ... für (Name und Adresse)

Impressum: Medieninhaberin: Partei „grundrisse“ Antonigasse 100/8, 1180 Wien

Herausgeberin: Redaktion „grundrisse“ (Wolfgang Bacher, Martin Birkner, Bernhard Dorfer, Robert Foltin, Marcus Gassner, Franz Naetar, Karl Reitter),

MitarbeiterInnen dieser Nummer: Roland Atzmüller, Clemens Berger, Linda Bilda, Meinhard Creydt, Eva Egermann - Graphikkonzept: Harald Mahrer

Erscheinungsort: Wien; Herstellerin: Telekopie, Westbahnstraße 18, 1070 Wien

Offenlegung: Die Partei „grundrisse“ ist zu 100% Eigentümerin der Zeitschrift grundrisse.

Grundlegende Richtung: Förderung gesellschaftskritischer Diskussionen und Debatten. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck darf nur mit Einwilligung der Redaktion der „grundrisse“ erfolgen.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Das Projekt **grundrisse** besteht nicht nur in der Herausgabe dieser Zeitschrift, sondern ebenso in der aktiven Teilnahme an linken, antikapitalistischen Aktivitäten und Diskussionen. Die Kontakte und die Vernetzung mit anderen Gruppen und Initiativen hat sich gerade in den letzten Monaten sehr erfreulich entwickelt. Wir haben nicht nur mehrere interessante Artikel angeboten bekommen, auch mehrfach wurden Einladungen ausgesprochen, zu bestimmten Themen ReferentInnen zu stellen. Umgekehrt sind wir auch weiter daran, Veranstaltungen in Wien zu organisieren. Unter anderem ist eine Diskussionsveranstaltung mit dem Titel: „Sozialforen und radikale Emanzipation - ein Widerspruch?“ geplant, die Arbeitstagung am 15. März mit John Holloway ist fixiert und im April wird voraussichtlich Ingo Elbe (Rote Ruhr Uni) in Wien referieren. Genauere Informationen zu diesen Veranstaltungen können unter www.grundrisse.net abgerufen werden.

Ein Teil unserer Aktivitäten ist auf den nächsten Seiten ausführlich dokumentiert. Es gibt Berichte über unsere Eindrücke vom europäischen Sozialforum in Paris ebenso wie vom „Indeterminate Kommunismus!“ - Kongreß in Frankfurt. Besonders ausführlich wird aber unser Sommerseminar zum Thema „Klasse“ dokumentiert. Sollte die eine oder der andere Lust und Interesse bekommen, im nächsten Jahr an unserem Sommertreffen teilzunehmen, so war der Zweck dieses Berichtes sicher nicht verfehlt.

An dieser Stelle wollen wir die teilweise im Heft dokumentierte Diskussion um einen Beitrag von Roland Atzmüller ergänzen, der zu den Ergebnissen des Seminars folgende Bemerkung formuliert hat: *„Es gibt gute Gründe, soziologisierende Theorien zur Klassenstrukturierung zu kritisieren, die Kritik, die im Beitrag vorgebracht wird, überzeugt mich aber nicht. Daher ein paar Anmerkungen: Was ist Statistik? Falscher Schein? Oder sowohl Medium wie Ergebnis der sozialen Kämpfe und der durch sie verursachten (Klassen-)spaltungen der Gesellschaft. Anders ausgedrückt, mit den in den jeweiligen Gesellschaften vorhandenen statistischen Apparaten weiß die Bourgeoisie mehr über den Klassencharakter des Kapitalismus und der Klassenkämpfe als die Linke ahnt. Statistiken machen diese Kämpfe erfassbar und damit regierbar (für das Kapital), nichtsdestoweniger finden sie sich darin. Dass die Kategorien, die in den*

Statistiken erfasst werden, historisch spezifische Konstruktionen, also Ergebnisse des Klassenkampfes sind, muss aber natürlich in der kritischen Auseinandersetzung sichtbar gemacht werden. Soziologischer Marxismus a la Wright ist sicherlich für vieles zu kritisieren, auch kann mensch Analysen, wie einen Bewusstseinsindex, absurd finden - nur, wenn die Markt- und Meinungsforschung Teil des Klassenkampfes der herrschenden Klassen ist, warum sollte dieses Instrumentarium nicht auch aus emanzipatorischer Perspektive eingesetzt werden - das und nicht mehr ist das wissenschaftliche Programm bei Wright. Ob die vorliegenden Anwendungen diesbezüglich zufriedenstellend sind, ist eine andere Frage. Außerdem: Wenn die im Beitrag zu den Ergebnissen des Seminars genannten Dimensionen ihre Aussagekraft verlieren, warum hat dann die Einschätzung, dass die atypischen Beschäftigungsverhältnisse zunehmen, diesen Stellenwert, wie kann diese Aussage überhaupt getroffen werden. Anders ausgedrückt, die genannten Dimensionen enthalten Hinweise auf die politische Konstitution der Klassenverhältnisse, die innerkapitalistische Regulation der Klassenwidersprüche und ihre Veränderung. Dies müsste eine kategorienkritische Anwendung quantitativ orientierter sozialwissenschaftlicher Methoden und Ergebnisse stets reflektieren.“ Die Diskussion um den Klassenbegriff wird selbstverständlich weiter geführt werden müssen und sicherlich bei der Auseinandersetzung mit John Holloway eine wichtige Rolle spielen.

An dieser Ausgabe haben sich aber nicht nur Schreibende beteiligt, wie Meinhard Creydt und Thieß Peterson, dessen Artikel „Der Begriff der Arbeit in den Schriften von Karl Marx“ aus Platzgründen leider erst in der nächsten Nummer erscheinen kann. Erfreulicherweise haben sich auch Personen aus dem künstlerischen Bereich der **grundrisse** angenommen. Linda Bilda und Eva Egermann haben die Gestaltung der Bildeiten übernommen, wofür wir ihnen herzlich danken möchten. Clemens Berger hat erneut zwei Fabeln des Subcomandante Marcos übersetzt, in denen er einen kleinen Käfer namens Don Durito über die Probleme der Rebellion im besonderen und der Welt im allgemeinen nachdenken läßt. Wir hoffen, daß diese Ausgabe mit Interesse gelesen werden wird. Und zum Abschluß wollen wir bekräftigen: EKH bleibt!¹

Redaktion **grundrisse**

1 Für mit der Situation in Wien nicht Vertraute: Infos gibt es dazu unter: www.med-user.net/ekh

Frank: reich und furt!

Berichte vom esf in Paris und vom Kongress „Indeterminate! Kommunismus!“ in Frankfurt

An der Seine

Das Europäische Sozialforum (esf) in Paris: viele Veranstaltungen, viele Menschen, viele Kilometer zwischen den Veranstaltungsorten. Ohne detailliert auf einzelne Aspekte/Probleme des Sozialforumsprozesses einzugehen, möchte ich kurz zentrale Probleme der „Bewegung der Bewegungen“ skizzieren, die (nicht nur) in Paris manifest geworden sind und für die künftige Entwicklung von wesentlicher Bedeutung sein dürften. „Problem“ soll dabei nicht als rein negativ bzw. abzulehnend gelesen werden, sondern als diskursive Möglichkeit, welche hegemonialen Kämpfen ausgesetzt ist. Die Investition in diese Kämpfe lohnt allemal, wenngleich auch nicht ökonomisch.

Größe und Rhythmus

Die zwei zentralen Fragen gleich vorab: Macht es für die Entwicklung der „Bewegung der Bewegungen“ Sinn, jährliche Großveranstaltungen mit zigtausenden TeilnehmerInnen abzuhalten? Sind Veranstaltungen dieses Typs nicht notwendiger Weise an eine repräsentative Funktionärsstruktur gebunden, welche Zeit und Mittel aufbringen kann, derartige Massenevents zu organisieren?

Wie bereits in Florenz gab es 3 Arten von Veranstaltungen: Plenardiskussionen, Seminare und Workshops. Dem Sinn nach sollten wohl die „wichtigsten“ Themen in den größten Veranstaltungen behandelt werden, weshalb auch die Podien dort paritätisch „unter den Nationen“ verteilt wurden. Dementsprechend allgemein, d.h. nichtssagend waren dort die Themen, dementsprechend hoch war die „Stardichte“, dementsprechend tausende Menschen im Auditorium, die brav zuhörten, dementsprechend kaum vorhanden die Diskussion. Die Workshops hingegen sollten offenbar die Interessen kleinerer Gruppierungen befriedigen. Dementsprechend spezifisch, kaum übersetzt und aus dem Titel nur schwer erkennbar waren dann diese Veranstaltungen, so mensch in der Lage war, sie irgendwo in Paris zu finden. Interessanter waren hingegen die Seminare. Diese waren zwar ebenfalls nach dem frontalen Podium „vs.“ Auditorium-Prinzip ausgerichtet, ihre Größe (rund 250 Leute) ließ aber dennoch mehr Diskussion aufkommen als Blitzlichtgewitter. Die Ausnahme war „natürlich“

ein gewisser Herr Negri („Wir werden auch in unseren Träumen ausgebeutet!“), der musste samt Herrn Callinicos („Mastermind“ der britischen SWP) ins Freie, um zu diskutieren, weil viel zu viele Leute, Aufruhr und Multitude und so. Da haben die hiesigen GewerkschaftsvertreterInnen aber geschaut!

Die beiden anderen inhaltlichen Highlights waren Seminare zur Selbstorganisation von MigrantInnen in den alles andere als beschaulichen Pariser Vorstädten (Quartiers), sowie eine „Versammlung der arbeitslosen und prekären ArbeiterInnen“. In beiden Veranstaltung ging es primär um die Selbstermächtigung der „Betroffenen“, wobei es in der erstgenannten Veranstaltung zu hitzigen Diskussionen zwischen französischen Feministinnen und den AktivistEN der migrantischen Communities kam. Der Grund: Die französische Sozialdemokratie startete ein Projekt, welches sich angeblich gegen die Unterdrückung der Frauen in den Quartiers richtet. Die Organisation der MigrantInnen wittert dahinter aber den Versuch, in den Quartiers um Stimmen zu buhlen, nicht zuletzt durch das Bedienen antimoslemischer Ressentiments (Ein Großteil der MigrantInnen aus den Maghreb-Staaten ist islamischen Glaubens). Obgleich die Migranten am Podium die Wichtigkeit antisexistischer und antihomophober Arbeit hervorhoben (die Einmischung des „Staatsapparates“ SP aber selbstredend ablehnten), kam es zu heftigen Wortwechseln mit Frauen aus dem Publikum. Hier setzte ein weiteres Problem ein, nämlich jenes der Übersetzung. Rund 1200 ehrenamtliche ÜbersetzerInnen leisteten nahezu übermenschliches, wenn Diskussionen jedoch (wie im oben beschriebenen Fall von beiden Seiten) sehr emotional geführt wurden oder sich auf sehr spezifischem Terrain bewegten, war es oft sehr schwer, der Argumentation zu folgen.

In der Versammlung der Arbeitslosen und Prekären wurden Erfahrungsberichte aus aller Frauen Länder ausgetauscht, die bei allen „nationalen“ Besonderheiten sich um die Achsen „neoliberaler Kahlschlag“, „Hilflosigkeit der traditionellen (Gewerkschafts-)Politik“, „Notwendigkeit von Selbstorganisation“ und „Grundeinkommen“ drehten. Wie auch an einigen anderen Veranstaltungen nahm auch hier eine Aktivistin aus Osteuropa (Polen) teil, was aufgrund der ansonsten

westeuropäischen Dominanz sehr erfrischend wirkte. Eine der zentralen Aufgaben der Bewegung der Sozialforen wird gerade die Vernetzung über (bisherige) EU-Grenzen hinaus sein. Dies könnte auch ein - nicht zuletzt geographisch bedingtes - wichtiges Betätigungsfeld des österreichischen Sozialforums sein.

Ganz grundsätzlich stellt sich die Frage, ob derartige (jährliche!) Großveranstaltungen geeignet sind, die globale Protestbewegung vorwärts zu bringen. Zum einen gibt es eine Diskrepanz zwischen eher gemäßigten Positionen seitens der geladenen DiskutantInnen und dem radikaleren „Volk da unten“, zum anderen erscheint der Jahresrhythmus unverhältnismäßig viele Ressourcen an organisatorische Dinge zu binden, die besser in die Bewegung investiert werden sollten. Andererseits: Da ohnedies eher die FunktionärInnen der traditionellen Organisationen (auf sie wird noch zurückzukommen sein) diese organisatorischen Dinge tun, ist es nicht irgendwie eh besser so, da sie sich ansonsten noch stärker in die inhaltlichen Belange einmischen? However, aufpassen müssen wir jedenfalls, dass vor lauter regionalen, nationalen, kontinentalen und globalen Foren die Bewegung selbst in diesen Prozessen verschwindet. Antwort war das jedenfalls keine, ich weiß.

Staat und Parteien

Hier sind wir nun beim wahrscheinlich entscheidenden Thema der Zukunft der Sozialforen angelangt. Es drängen sich gerade in Frankreich die Parteien wie wild in die Bewegung hinein, alle wollen „Globalisierungsgegner“ sein, und der französische Käse ist natürlich der beste, und der Film erst, und ..., außerdem existiert (zumindest „auf den Podien“) tatsächlich eine Hegemonie der StaatsfreundInnen. So weit, so schlecht, nur insgesamt würde ich diese Tendenzen nicht ausschließlich als negative sehen (inhaltlich natürlich schon), da sie die gemäßigten Organisationen innerhalb der Bewegung in näherer Zukunft zu grundlegenden Entscheidungen drängt. Wollen wir Politikberatung für die Sozialdemokratie und ihre Gewerkschaften betreiben, wollen wir weiterhin Forderungen an den Staat richten, der doch ebenso wie „das Kapital“ am Weitertreiben der neoliberalen Prozesse beteiligt ist, wollen wir die Menge der kaum bzw. nicht organisierten Menschen wirklich als Wahl- Stimm- und

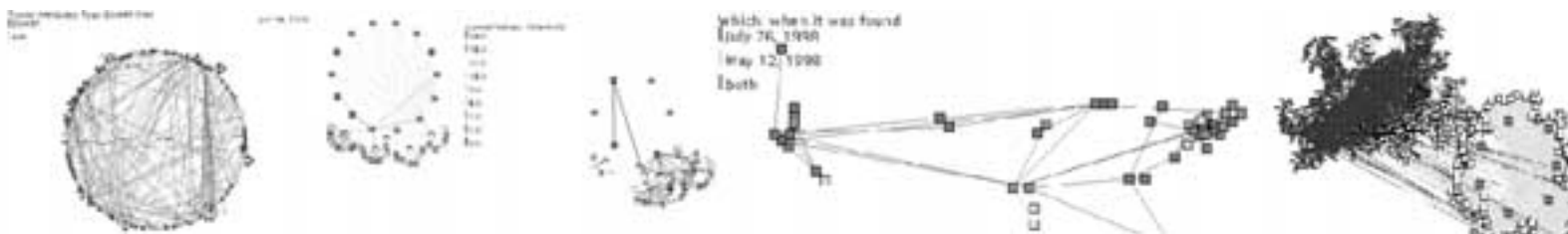
Fußvolk für Tobinsteuern und nationale Filmindustrien? Jedenfalls wird's das nicht spielen und das ist auch gut so. Um die „Bewegung der Bewegungen“ aber erst gar nicht in dieses Szenario einzubefördern, ist ein Kampf um Positionen aus radikal-emanzipatorischer Sicht notwendiger denn je, ein Kampf gegen ein Sozialforum als „Miniparlament“ (so heißt das im italienischen Autonomen-Speech), als FunktionärInnen selbstbeweihräucherungsapparat und als lebensverlängernde Maßnahme fordristischer Partei- und Gewerkschaftsorganisationen.

Die Frage, um die es zu kämpfen gilt, ist heute weniger die um „Reform oder Revolution“, sondern jene um „Repräsentation oder Selbstermächtigung“. Durch Nichtbeteiligung am Prozess der Sozialforen stellt mensch sich - gewollt oder nicht - jedenfalls auf Seite der ersteren. So, genug gejamert: Paris war ganz nett, der Cabernet mundete ausgezeichnet und war einigermaßen erschwänglich, die Stimmung gut und die Vielfalt der TeilnehmerInnenschaft trotz der oben angesprochenen Probleme nach wie vor unsere Stärke. Und darin, ums mit Hardt und Negri zu sagen, zeigen sich „die nicht zu unterdrückende Leichtigkeit und das Glück, KommunistIn zu sein.“

Martin Birkner

Am Main: Diesen Herbst war Frankfurt eine Reise wert

Vom 7.(!)-9. November - welch merkwürdige Kapriolen der kalendarische Zufall doch manchmal schlägt - fand dort heuer nämlich der internationale Kulturkongress „Indeterminate! Kommunismus“ statt, veranstaltet von der Frankfurter Basisgruppe „Verein zur Förderung demokratischer Kultur und Politik (DemoPunK) e.V.“ in Kooperation mit der Berliner Basisgruppe „Kritik und Praxis Berlin“, unterstützt von diversen anderen Organisationen und Institutionen. Gefördert wurde das Ganze von der Kulturstiftung des Bundes (sic!). Gleich bei der Auftaktpodiumsdiskussion „Die Aktualität des Kommunismus. Eine erste Annäherung“ schlugen Micha Brumlik, der Talking Head Frankfurts und einer der Mainstreamintellektuellen Deutschlands, und Slavoj Zizek, neuerdings internationaler Handelsreisender in Sachen Linksextremismus,



Die Redaktion

grundlegende Themen an, die auf unterschiedliche Weise den ganzen Kongress über seltsam unerörtet blieben. Brumlik formulierte sechs Bedingungen, die erfüllt sein müssten, damit er sich dem Kommunismus ernsthafte annähern könne. Diese fassten sich im Wesentlichen dahingehend zusammen, dass es im parlamentarisch und rechtsstaatlich verfassten High-Tech-Kapitalismus im Großen und Ganzen eh wunderbar demokratisch zugehe - und wo nicht, könnten er und andere „Gewissen der Nationen“ intervenieren und locker dafür sorgen - während der Kommunismus historisch einen Rückfall darstelle, denn schließlich habe Lenin bereits 1919 „Konzentrationslager“ errichten lassen (Brumliks Spezialbeitrag zur Totalitarismustheorie), als Rückfall hinter - mensch beachte die ansonsten in radikal-demokratischen Kreisen verpönte geschichtsteleologische Diktion - demokratische Prinzipien. Was denn diese demokratischen Prinzipien seien, woher sie historisch kamen, ob sie nicht auch wieder von uns gehen werden-sollen-könnten (Vorsicht: Rückfall!), wurde auf dem Kongress leider nicht oder zumindest nicht ausreichend verhandelt. Rein vom Materiellen her hätte Brumlik jedenfalls gar nichts gegen den Kommunismus (zumindest hätte er es sich mit diesbezüglichen Einwänden wohl ernsthaft mit dem p.t. Publikum verscherzt). Zizek plädierte dagegen für die Notwendigkeit „to jump out of history“ und erzählte uns vom peruanischen „Sendero Luminoso“ (Leuchtender Pfad), und dass dieser nicht in erster Linie von der Regierung eingesetzt Dorfvorsteher oder bewaffnete Repressionskräfte liquidierte, sondern Angehörige von NGOs und Menschenrechtsorganisationen. Soviel zu revolutionärer Strategie und Provokation...

Das Thema (radikale) Demokratie blieb den ganzen Kongress über irgendwie im Raum, waberte mal stärker, mal schwächer durch Diskussionsforen und Arbeitsgruppen, blieb jedoch jeder systematischen Erörterung entzogen. Dabei hätte es sogar ein eigenes Forum zum Thema gegeben: „Ökonomie

CONTRASTE
Die Monatszeitung für Selbstorganisation

MIETSHAUSER SYNDIKAT Wo eine Villa ist, ist auch ein Weg. 2019 – Der Ausgangspunkt liegt in der Zukunft - Grundstruktur: Hütten, Häuser und Kasernen - Syndikatsversammlung in Frankfurt/Main - Regional oder bundesweit? - Expansion oder Zerteilung? - Schwarze Sieben Harau: Hals über Kopf ins neue Hausprojekt... - Schellingstraße Tübingen: Abwicklung oder Selbstverwaltung??? Schelling bleibt – und jetzt übernehmen wir ganz! **KARAWANE** Brücke von Algociras nach Tanger 2003/2004 **PEST & CHOLERA** oder: Die Freiheit der Wahl in der Marktwirtschaft **RATLOS UNZUFRIEDEN** Warum es eine gute Zukunft nur jenseits von Markt und Staat geben kann **REGIDGELD** Macht fünf Chiemgauer, bitte! **SSM** Selbstbestimmt leben und lernen **SAFETY FIRST** Kultur: Innere Sicherheit im städtischen Raum **CROSS BORDER LEASING** Bürgerentscheid gegen die Verschönerung kommunalen Vermögens **GENOSSENSCHAFTEN** Mehr als Geld und Zinsen – ein genossenschaftliches Beteiligungsmodell **u.v.m.**

BUNTE SEITEN 2003+ das Adressverzeichnis der Alternativen Bewegungen. Mit ca. 13.500 Anschriften aus der BRD, CH, A und internationale Kontaktanschriften mit **Reader der AlternativMedien** im Innenteil. 1.200 Zeitschriften mit zahlreichen Beschreibungen, Video- & Filmgruppen sowie Freie Radios. 300 Seiten (DIN A4) für 18 EUR zzgl. 2 EUR Versandkosten.

Ein Schnupperabo 3 Monate frei Haus gibt es für 5 Euro
(Es endet automatisch und muss nicht gekündigt werden. Nur gegen Vorname, Schickschick und Bankkonto!)

Bestellungen im Internet oder über CONTRASTE e.V.
 Postfach 10 45 20, 69055 Heidelberg
 Probelesen: www.contraste.org

der politischen Kritik. Kommunismus und radikale Demokratie“. Wie auch die anderen Foren litt auch dieses an der mehr flockig-flotten als durchdachten Titelgebung und den eher willkürlich zusammengesetzten, beziehungsweise sich kaum auf thematische Vorgaben oder wenigstens aufeinander beziehende PodiumsteilnehmerInnen. Gegen die sich auch darin ausdrückenden Bedingungen des akademischen, beziehungsweise linksradikalen WanderpredigerInnen-Lebens - nur die wenigsten waren über ihren „Auftritt“ hinaus am Kongress präsent - konnte offenbar auch diesmal in der Hektik der Vorbereitungsaktivitäten kein ausreichendes Gegengewicht geschaffen werden. Ähnliche Probleme gab es auch bei den zahlreichen Arbeitsgruppen mit ihren sich häufig überschneidenden Themen. Das Demokratie-Forum wurde jedoch alsbald vom Einbrechen der Praxis beendet (was den TeilnehmerInnen unter anderem eine wohl vorbereitete Wortmeldung seitens eines Redakteurs dieser Zeitung vorenthielt): Der hessische Ministerpräsident Koch wurde im Rahmen einer Museumseröffnung von Studierenden am Verlassen des Gebäudes gehindert: An der Uni Frankfurt wurden soeben Studiengebühren in der Höhe von bis zu 1.500,— Euro pro Semester eingeführt. Die Studierenden befanden sich also im Streik und besetzten auch den SoziologInnenurm, was den TeilnehmerInnen des Kongresses freundlicher Weise gleich Schlafgelegenheiten inkl. ein wenig „Kommunismus-Feeling“ bot.

Im Laufe der Proteste haben sich kritische Situationen mit der Polizei ergeben, weshalb auch der Kongress unterbrochen wurde, um den rund 1000 TeilnehmerInnen die Gelegenheit zu geben, die Protestierenden zu verstärken. Koch musste schließlich seinen Chauffeur im vollgeklebten und umzingelten Wagen warten lassen und verließ angeblich über Heizungsschächte das Museum. Das aber macht den Regierenden ja heutzutage offensichtlich überhaupt nichts mehr aus, solange es nicht in einer Endlosschleife im Fernsehen gezeigt wird: In Österreich steht die (durch massive Proteste gezwungener Weise) unterirdisch angelob-

te Regierung trotz aller Skandale und Unglaublichkeiten munter und unbeschadet in ihrer mittlerweile zweiten Amtsperiode.

Doch zurück zum Kongress. Einige für die Frage nach dem Kommunismus heutzutage höchst zentrale Themen wie das Verhältnis von Armuts- und Reichtumszonen, Migration und Gender blieben leider ausgeblendet bzw. in Feigenblatt-Arbeitsgruppen ausgelagert, was auch der Grund für die einzige politisch motivierte Absage zum Kongress war: Gayatri C. Spivak schrieb aus New York, dass sie bei einem Kongress der weißen männlichen Sprechpositionen nichts verloren hätte. Darüber hinaus scheint sich in der Vorbereitungsgruppe des Kongresses auch die altbekannte Städterivalität zwischen Frankfurt und Berlin wieder reaktualisiert zu haben, wie sie unter ganz ähnlichen Vorzeichen bereits im SDS und in der K-Gruppen-Periode existierte.

Doch um das zu bemerken, hätte die Geschichte nicht so vollständig ausgeblendet werden dürfen: Es gibt neue Bedingungen, sicherlich, und vor allem muss ein Kommunismus heute ein Kommunismus für uns sein. Doch so ganz „indeterminate!“, wie das Kongressmotto unterstellte, ist der Kommunismus nach 150 Jahren auch wieder nicht, was Katja Diefenbach in ihrem Referat völlig zurecht (und wie!) bemerkte. Der Bruch mit geschichtsphilosophischen Aspekten ist eine Sache, die Nicht-Thematisierung von Russischer Revolution (am 7. November!), der ArbeiterInnenbewegung im Allgemeinen und des Stalinismus im Besonderen jedoch unverzeihlich, auch wenn die Revolution des 21. Jahrhunderts ihre „Poesie nicht aus der Vergangenheit schöpfen [kann], sondern nur aus der Zukunft“ (Marx).

Warum aber war Frankfurt eine Reise wert? Weil, sich mit dem Kommunismus zu beschäftigen, heute mehr denn je auf der Tagesordnung steht, weil sich rund tausend (vor allem) Studierende in einer Situation der neoliberalen Formatierung (nicht nur) der Universitäten dafür interessieren, weil Kunst einmal nicht als Behübschung, sondern als integraler Bestandteil emanzipatorischer Theorie und Praxis aufgefasst wurden, weil ein Blick über die Zäune der diversen theoretischen Schrebergärten allemal lohnt (was nicht zuletzt durch die Chaotik der Kongressgestaltung gefördert wurde), weil ein direktes Gespräch zwischen den verschiedenen politischen Generationen und theoretischen Zugängen

(wie sehr auch immer gebrochen durch Theoretisierung, Prominenz, Podium und intellektuelle Eitelkeiten) ungleich fruchtbarer und anregender ist, als das Verfolgen von sich über Monate hinziehenden und sich mitunter im Publikationsdschungel verlierenden Papierdebatten, weil mensch die Personen zu den Worten und überhaupt neue nette Leute kennen lernt und weil der Retsina beim „Dionysos“ die richtige Temperatur hat und überhaupt wunderbar mundet.

Für alle, die nicht dabei sein konnten oder im Gewirr der Veranstaltungen den Überblick verloren haben oder anderwertige ungewollte Verzichte leisten mussten, plant der Suhrkamp-Verlag 2004 einen Reader als „Trockenversion“ des Kongresses herauszubringen.

Bernhard Dorfer



ist wieder da!
 3 €

Sondernummer zum Krieg, März 2003:
 Krise des Kriegs, Grenzen des Kapitalismus
 Das Erdölproletariat / Die USA als Papiertiger
 Widerstand in der US-Armee / History of
 Bombing / Krieg und Arbeiter im Iran

Nr. 66, Juni 2003: Die zweite Supermacht?
 Argentinien: Wessen Krise? / Operaismus
 reloaded / Globale Antikriegsbewegung
 Zum Tod von Agnoli / Marktwirtschaft?

Nr. 67, Oktober 2003: Krankenhaus – Lohn-
 senkung und Rationalisierung in der „Weißen
 Fabrik“ / Bubbles, Defizite, Rezessionen
 Bildung – weiter und träge / Reggae zwischen
 Schmelztiegel und Essenzialismus / Adorno

Nr. 68, Dezember 2003: Schwerpunkt
 „Prekariisierung“ und neue Arbeitskämpfe

Wildcat c/o Shiraz e.V., Pf. 301206
 50782 Köln, versand@wildcat-www.de
www.wildcat-www.de

<http://www.grundrisse.net>

Die Redaktion

Das grundrisse Seminar in Hegymagas Balaton, Ungarn

Vom 18.8 - 20.8. 2003 veranstaltete die grundrisse Redaktion ein Seminar zum Thema „Klassentheorie“ in Hegymagas, unweit von Szigliget am Balaton. Es gab zahlreiche Anmeldungen und so wurde das Seminar für 14 TeilnehmerInnen geplant. (Im Gegensatz zu den meisten Redaktionssitzungen meldeten sich auch eine Reihe von TeilnehmerInnen - kleines i - an.)

Die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse, zunehmend durch „atypische Beschäftigung“ meist prekärer Natur gekennzeichnet, wirkten sich auch auf das Seminar über Klassentheorie aus. Einige TeilnehmerInnen hatten über Nacht einen wichtigen Auftrag zu erledigen, andere erkrankten Wochen vor dem Seminar und mussten die versäumte Zeit während des Seminars nachholen. Krankheit und nicht verschiebbarer Urlaub schlugen ebenfalls zu und ließen die Teilnehmerzahl auf sechs schrumpfen.

Dieser „Misserfolg“ hinderte die Teilnehmer aber keineswegs, voller Enthusiasmus und im schattigen Teil des Garten sitzend, eine Debatte auf hohem Niveau über „Klassen“ zu führen. Allerdings wurde auch beschlossen, beim nächstjährigen Seminar schon im Vorfeld einen Unkostenbeitrag einzukassieren, um die Interessenten daran zu erinnern, dass das Kopieren und Verschicken des readers auch dann Kosten verursacht, wenn man am Seminar nicht teilnimmt. (Wertgesetz schau oba!)

Natürlich wurde nicht nur debattiert und - siehe Bild - Mineralwasser getrunken, sondern auch in den Weinbergen von Hegymagas gewandert, der gute und billige Wein ausprobiert und die lokalen sowie internationale Köstlichkeiten verspeist. (Neben einem bárán pörkölt - Lammgulasch - von einem Nachbarn zubereitet, kochte Karl Reitter - der Fotograf des Fotos - sein köstliches tandoori



chicken.). Jedenfalls wurde beschlossen, auch nächstes Jahr ein grundrisse Seminar im Sommer abzuhalten (voraussichtlich wieder in Ungarn). Die Redaktion hatte einen umfangreichen reader mit Texten zur Klassentheorie vorbereitet und an die TeilnehmerInnen versandt. Für interessierte Leser ein Inhaltsverzeichnis des readers:

Methodisches: ArbeiterInnenklasse zwischen Statistik und Kampf:

E.P. Thompson: Einleitung zu Entstehung der englischen Arbeiterklasse, Suhrkamp

Mario Tronti: Kapitel 8. Die Formen des Kampfes und Kapitel 9. Die Arbeit als Nicht-Kapital aus: Arbeiter und Kapital, Verlag Neue Kritik 1974

Robert Kurz: Die Krise der Gewerkschaftsbewegung und des Klassenkampfes. http://www.giga.or.at/others/krisis/r-kurz_krise-der-gewerkschaftsbewegung.html

M. Koch: IV. Klassen im modernen Kapitalismus: Nicos Poulantzas,

M. Koch: V. Wrights „Analytischer Marxismus“, beide aus M. Koch: Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft, Westfälisches Dampfboot, 1998

Sergio Bologna: Zusammensetzung der Arbeiterklasse und Theorie der Partei an den Anfängen der Rätebewegung, aus: Bologna/Cacciari, Zusammensetzung der Arbeiterklasse und Organisationsfrage, Merve Verlag 1973

Marcel van der Linden: Die Geschichte der Arbeiterinnen und Arbeiter in der Globalisierung, aus: Sozial.Geschichte, Februar 2003, Heft 1

Bourdieu Theorie:

M. Koch: Kapitel VI: Die symbolische Dimension der Klassenkämpfe: Pierre Bourdieu, in: Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft, Westfälisches Dampfboot, 1998

John Holloway:

J. Holloway: Kap. 8: Das kritisch-revolutionäre Subjekt, aus: Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen, Westfälisches Dampfboot 2002

Karl Reitter: Wo wir stehen Überlegungen zu John Holloways Buch „Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen“, grundrisse Nr. 6

Vom Klassenkampf zur Subjektivität:

Hito Steyerl: Die Artikulation des Protestes

Katja Diefenbach: Neue Engel, Vom Glück, kommunistisch zu sein: die Vielheit im Empire, beide auf <http://www.republicart.net>

Roberto Battaglia: Massenarbeiter und gesellschaftlicher Arbeiter, <http://www.wildcat-www.de/zirkular/36/z36batta.htm>

Massenintellektualität/Postfordismus:

W. F. Haug: „General intellect“ und Massenintellektualität, Das Argument 235, S 183-203

Thomas Atzert / Jost Müller: Empire und konstituierende Macht der Multitude, Interview mit Toni Negri, ID Verlag

Maurizio Lazzarato: Immaterielle Arbeit, aus Umherschweifende Produzenten, ID Verlag

Karl Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf) - Maschinenfragment, <http://www.copypriot.com/unefarce/no1/artikel/kalle.htm>

Joachim Hirsch: Postfordismus: Dimension einer neuen kapitalistischen Formation, aus: Hirsch/Jessop/Poulantzas, Die Zukunft des Staates, S. 175-209, VSA Verlag 2001

Manfred Moldaschl: Ökonomien des Selbst, aus: Klages/Timpf (ed.) Facetten der Cyberwelt, VSA Verlag 2002

Dietmar Lingemann: Die veränderte Verwertung des Subjektiven als Grundlage eines neuen Akkumulationsregimes, http://www.andere-zeiten.de/Archiv/00_1/Verwertung.htm

Weitere Texte, die in der Vorbereitung gelesen wurden aber nicht in den reader kamen:

Sergio Bologna: 10 Thesen über selbständige Arbeit, eigene Übersetzung

Antonio Negri: Zwanzig Thesen zu Marx - Interpretation der heutigen Klassenlage, <http://www.rosa-luxemburg-gesellschaft.org/materialien/Negri.pdf>

Resultate des Seminars?

Wie die vorliegende Nummer der Grundrisse zeigt, war die Lektüre der Texte und das Seminar selbst jedenfalls Anregung für die etwas ausführlichere Darlegung von Positionen einzelner Teilnehmer. Und es werden weitere folgen. Wie nicht anders zu erwarten, waren und sind die Positionen zur Frage der Klassentheorie bei den Teilnehmern nicht nur verschieden, sondern es war auch die einhellige Meinung nach dem Seminar, dass man vor allem erfahren hat, was man alles nicht weiß, beziehungsweise was man in Frage stellen sollte. Gewissheiten gibt es wenige. Welche Themen wurden relativ einheitlich bei den Teilnehmern eingeschätzt?

Eine soziologische „Klassenanalyse“ hat unterscheidet sich nicht von bürgerlichen Schichttheorien.

Eine Reihe von Texten des readers versuchte, aufbauend auf dem Begriffsapparat des „Kapitals“

und darüber hinausgehender Überlegungen die klassenmäßige Schichtung der Bevölkerung in den entwickelten Ländern zu analysieren. Sie stellen dabei fest, dass es zwischen Proletariat und Bourgeoisie Zwischenschichten gibt, die in unterschiedlichem Ausmaß ausgebeutet werden. Weiters versuchen die Autoren eine zahlenmäßige Abschätzung von Zugehörigkeiten der europäischen und insbesondere deutschen Bevölkerung zu einer dieser Gruppen durchzuführen.

Manche Texte meinten darüber hinaus eine Korrelation zwischen „Proletarität“ (Nähe der Schicht zum Proletariat) und Bewusstsein nachzuweisen zu können und führen einen „Bewusstseinskoeffizienten“ (Nähe oder Ferne der Positionen zu einem Arbeiterstandpunkt?!) ein, der die Haltung der verschiedenen Schichten zum herrschenden System messen soll. Die „Messung“ des Koeffizienten wurde mit genormten Fragen zum politischen und ökonomischen System durchgeführt. Wie nicht anders zu erwarten, ergab sich bei den proletarischen Schichten größere Übereinstimmung mit der „Arbeitereinstellung“; ihr „Bewusstseinsindex“ wurde mit 5,7 gemessen, jener der Bourgeoisie mit 2,5.

In der Debatte am Seminar wurde folgendes dazu festgestellt:

1. Schon die statistischen Grundlagen sind mehr als zweifelhaft. So ist die Einteilung Industrie, Dienstleistung; Arbeiter, Angestellte; Arbeitnehmer, Selbständige in Bezug auf Ausbeutung durch das Kapital nur wenig Aussagekraft und verliert diese darüber hinaus auch zunehmend durch die Ausweitung atypischer Beschäftigungsverhältnisse.

2. Wird der Begriff des Proletariats mit den „produktiven Lohnarbeitern“ und Bourgeoisie mit der herrschenden Kapitalistenklasse wie z.B. bei Poulantzas gleichgesetzt, dann fallen bei dieser Definition wohl 80% der Bevölkerung aus den Hauptklassen heraus. Versucht man dann Zwischenschichten einzuführen, die „mehr oder weniger des Wertes ihrer Arbeit“ (nicht Arbeitskraft) auf dem (Arbeits-)Markt realisieren können - wie das in verschiedenen Theorien des soziologischen Marxismus versucht wird, erhält man ein Kontinuum von Schichten, hinter denen der Antagonismus von Kapital und Arbeit zu verschwinden scheint.

3. Eine Klassenanalyse, die nicht mit Klassenausinandersetzungen verbunden ist und nur objektivistisch die Schichtung der Bevölkerung und ihr „Bewusstsein“ misst, unterscheidet sich nicht von üblichen bürgerlichen Schichttheorien. „...man kann nicht verstehen, was die Arbeiterklasse ist, wenn man nicht sieht, wie sie kämpft.“ (Mario Tronti)

Totalisierende Sichten von Kapitalismus und/oder Proletariat scheitern

Wenn in Details auch verschieden: Übereinstimmung gab es im Seminar, dass eine Sichtweise des Kapitalismus, die aus ihm einen einzigen Verblendungszusammenhang, ein automatisches Subjekt (Krisis Gruppe) macht, in dem kein Widerspruch möglich ist, jede revolutionäre Subjektivität - sei es die des Proletariats oder sonst eine - unmöglich macht. Da in einer Welt, die vollständig dem kapitalistischen Wertgesetz untergeordnet ist, auch der antikapitalistische Theoretiker nicht existieren könnte, wird ein dennoch existierender Kritiker notwendigerweise zum Heroen, der sozusagen im theoretischen Alleingang den Kapitalismus aushebeln kann. Aus einer totalisierenden Sicht der objektiven Gesetzmäßigkeit entspringt der subjektive Eskapismus. Nicht anders geht es der Theorie der revolutionären Klasse, dem Proletariat, dem Subjekt der Revolution, das schon objektiv durch seine Klassenlage dafür bestimmt ist, das revolutionäre Subjekt zu werden: *„Die Hoffnungen, die Marx und alle seine Nachfolger auf die volle Herausbildung der Arbeiterklasse setzten und setzen, haben sich nicht nur zufällig historisch blamiert und dabei Kilometer von weltleeren, scholastischen Meditationen über ‚Klasse an sich‘ und ‚Klasse für sich‘, empirisch konstatierbares Bewusstsein der Arbeiterklasse versus mittels organisierter Avantgarden zu produzierendes, wahres, echtes oder auch eigentliches Klassenbewusstsein (‚historische Mission‘ inklusive) ausgeschwitzt. Auch die konträre Rede von der Verbürgerlichung der Arbeiterklasse ist um nichts sinnvoller. Zutreffender müsste nämlich von der Verarbeiterklassung der Arbeiterklasse gesprochen werden.“* (Bernhard Dorfer in seinem Brief an die TeilnehmerInnen des grundrisse Seminars, abgedruckt in dieser Nummer ab Seite 12)

„Der alltägliche ‚Kampf gegen das Klassifiziert-Werden‘ (John Holloway), die alle geschichtlichen Epochen begleitende, manchmal sogar diese antreibende oder gar produzierende ‚Flucht zur Freiheit‘ (Holloway), kurzum der Widerstand der Unterdrückten oder mit Negri die ‚Kreativität der Menge‘...“ spielt bei diesen Theorien keine Rolle, schreibt Martin Birkner in seinem Artikel in dieser Nummer, die aus einem Referat am Seminar hervorging.

Zwei Ansätze zur Überwindung der Sackgasse

Im Verlauf des Seminars, aber auch in Artikeln der grundrisse kristallisieren sich zwei Ansätze heraus, die Sackgasse, in der sich die Klassentheorien zu befinden scheinen, zu überwinden. Die eine Sicht ist am ehesten mit den Namen „John Holloway“

verbunden, aus dessen Buch „Die Welt zu verändern, ohne die Macht zu übernehmen“ das Kapitel 8 „Das kritisch-revolutionäre Subjekt“ in den Seminar reader aufgenommen wurde.

Klasse und Klassenkampf als notwendiges Konzept, um reale Kämpfe verstehen zu können.

Wie Karl Reitter am Seminar meinte: *„Klassen-antagonismus drückt sich in einem ‚Das will ich nicht sein‘ aus. Wenn Marx irgendwo schreibt, es sei ein Pech, Proletarier zu sein, so ist es klug, das nicht als lapidare Bemerkung zu nehmen, sondern als Ausdruck eines Strebens, dieses Pech zu überwinden. Klassenbegriff also aus der Perspektive des Nein, des Schreis, zu denken, bedeutet, es aus der Perspektive des Tuns zu denken. (Fast wörtlich, Holloway Seite 35) Tun konzipiert als transzendierend, weltüberschreitend, weltentwerfend. (Parallelen zu Marcuse (Eindimensionalität, ‚Abriegelung‘; zu Castoriadis, Tun als Schöpfung).“* (aus den Notizen zum Referat) Dieser Klassenantagonismus erhebt sich bei Reitter aus dem „Doppelcharakter“ der wichtigsten gesellschaftlichen Verhältnisse, aus den Entgegensetzungen von konkreter Arbeit und abstrakter Arbeit; Staat und Gesellschaft; Gesellschaft und Gemeinschaft. (Siehe dazu auch seinen Artikel über logische und historisches Rezeption des Kapitals in dieser Nummer.) Holloway bezeichnet den Doppelcharakter der Arbeit schematisch folgendermaßen: Gebrauchswertdimension: power-to-do (creative Macht; potentia) Tauschwertdimension: power-over (instrumentelle Macht; potestas)

Reitter meint schließlich: *Es ergibt sich folgendes Resultat: Wenn nicht gezeigt werden kann, daß der Klassenbegriff für das Begreifen der gesellschaftlichen Wirklichkeit, insbesondere der Kämpfe, Konflikte und emanzipatorischer Bestrebungen wesentlich ist, ist er wirklich in Frage zu stellen. (Das ist dem empirischen Hinweis, es gäbe Nichtlohnarbeit in relevantem Maße, methodisch geradezu entgegengesetzt.) Weiters: Klasse und Klassenkampf ist zu ent-empirisieren. Ebenso wie der Wert keine empirische Kategorie ist, sondern umgekehrt Phänomene wie Ware und Geld des Wertbegriffs bedürfen, um diese analysieren zu können, sind Klasse und Klassenkampf keine empirischen Begriffe, sondern notwendige Konzepte, um reale Kämpfe verstehen zu können. Das ist freilich kein wirkliches Ergebnis, sondern mehr ein methodischer Leitfaden, der wohl mehr Fragen aufwirft, als Lösungen anzubieten.“*

Wer produziert das Kapital? Wer ist unter es subsumiert?

Der zweite Ansatz ist mit den operaistischen Ansätzen - siehe dazu in dieser Nummer den Artikel

von Martin Birkner - und Antonio Negri verbunden. Dieser Ansatz reflektiert einerseits die geänderte „Klassenzusammensetzung“ und die damit einhergehenden sich ändernden Subjektivitäten im Kapitalismus - Stichwort: Multitude, immaterielle Arbeit usw., versucht aber auch andererseits einer Fragestellung nicht auszuweichen, die bei den Überlegungen von Holloway, keine Bedeutung zu haben scheinen, nämlich: Wer produziert das Kapital? Wer ist die produktive Klasse heute? Wie wirkt sich der Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft auf die Klassenkämpfe aus? Ändert sich die Wertform, das Wertgesetz?

Am Klassenseminar wurde dabei auf einen weniger bekannten und zugänglichen Artikel von Antonio Negri Bezug genommen, den „Zwanzig Thesen zu Marx - Interpretation der heutigen Klassensituation“. Ausgehend von seiner These, dass einerseits tendenziell die ganze Gesellschaft und das Kapitalverhältnis subsummiert ist, andererseits die soziale Kooperation und Kommunikation abseits der Maschinerie der entscheidende Träger der Produktionsweise wird, meint Negri, dass: *„bereits während der zweiten industriellen Revolution und besonders beim Übergang vom professionellen zum Massenarbeiter wichtige Merkmale der Werttheorie verblasen. Die Unterscheidung zwischen ‚einfacher Arbeit‘ und ‚gesellschaftlich notwendiger Arbeit‘ verliert jede Bedeutung (auch wenn sie weiterhin absurde Streitereien anregt), was die Unmöglichkeit zeigt, die Genealogie sozial notwendiger Arbeit zu bestimmen; und was am wichtigsten ist, die Unterscheidungen zwischen ‚produktiver Arbeit‘ und ‚unproduktiver Arbeit‘, zwischen ‚Produktion‘ und ‚Zirkulation‘, zwischen ‚einfacher Arbeit‘ und ‚höherer Arbeit‘ werden umgeworfen. Bei den Begriffen der produktiven und unproduktiven Arbeit beobachten wir schon während der zweiten Phase der zweiten industriellen Revolution und erst recht während des Beginns der dritten industriellen Revolution, wie die Begriffe vollständig durcheinander geraten: produktive Arbeit produziert nicht mehr ‚direkt das Kapital‘, sondern reproduziert die Gesellschaft - so gesehen ist die Abtrennung von unproduktiver Arbeit vollständig sinnlos.“* (Negri: „These 5“)

An Marx kritisiert er die Reduktion der Wertform auf ein objektives Maß und stellt dem entgegen, dass die *„Wertform immer das Ergebnis einer Beziehung (ist), die sich aufgrund der historischen Bewegung einer Gesellschaft verändert.“* Marx sei daher: *„trotz seiner kritischen Prämissen und dem Reichtum seiner Analyse gezwungen, die historische Entwicklung des Kapitals aufgrund linearer Tendenzen der Akkumulation zu betrachten; und diese Reduktion hinderte ihn daran, die Bewegungen des Klassenkampfes im Licht von Katastrophen und Innovationen darzustellen. Selbst in prophetischen*

Texten wie den Grundrissen besteht für den historischen Materialismus das Risiko, eine Naturgeschichte der fortschreitenden Subsumption der Arbeit unter das Kapital zu konstituieren und die Wertform durch den progressiven, obgleich utopischen, deterministischen Prozess der Perfektion ihrer Mechanismen zu erläutern.“ (Negri: „These 1“) Für Negri folgt aus der Ausdehnung des Arbeitsprozess auf das ganze Soziale, dass es kein Maß für die Wertgestalten gibt, dass *„eine Theorie, die die unmessbare Qualität der sozialen Akkumulation messen will, sinnlos ist.“*, obwohl die Arbeit weiterhin die Grundlage der Konstitution der Gesellschaft bildet. Ausbeutung verliert daher bei Negri die quantitative Bestimmung, die sich bei Marx in der Größe des Mehrwerts im Verhältnis zum Variablen Kapital ausdrückte: *„In der politischen Konstitution des fortschrittenen Kapitalismus besteht die grundlegende Funktion der Macht darin, dem sozialen Prozess produktiver Kooperation das Kommando über sein Funktionieren zu entwenden - die soziale Produktivkraft innerhalb des Rasters des Machtssystems einzuschließen. Die Zeit der Macht ist also in dem Sinne Ausbeutung sozialer Zeit, wie eine Maschine so eingerichtet wird, dass sie ihres befreienden Inhalts beraubt wird. Ausbeutung ist daher die Produktion eines Arsenal an Instrumenten zur Kontrolle der Zeit sozialer Kooperation. Die Arbeitszeit der erfüllten sozialen Kooperation wird dem Gesetz zur Aufrechterhaltung der Herrschaft unterworfen.“* (Negri: „These 3“) Diesem geänderten Begriff der Ausbeutung stellt Negri in den Thesen das „soziale Proletariat“ gegenüber, das er schon weitgehend als die produktiven Singularitäten begreift, die er später als „Multitude“ bezeichnet.

Beide Ansätze, sowohl der von Holloway wie der von Negri weigern sich, Analysen der gesellschaftlichen Verhältnisse als Mittel von Vorhersagen über die weitere Entwicklung des Kapitalismus zu verwenden. Sie sehen ihre theoretischen Darlegungen als Ermutigungen zum Bruch mit der vorsichgehenden Entwicklung. Holloway wie Negri lehnen es ab, Tendenzen des Kapitalismus zu prognostizieren. Während allerdings Holloway seine Einschätzung der Offenheit der Zukunft auf den widersprüchlichen Charakter des Tun selbst ableitet (power to do versus power over) sieht Negri die Offenheit der Zukunft in den Aktivitäten des „sozialen Proletariats“, das die immer parasitärer werdenden Formen der Kapitalherrschaft, die zu immer neuen Katastrophen und Innovationen führen, abschütteln kann. Für Negri besitzt die Geschichte keine innere Logik, sie entsteht beim Konflikt zwischen dem kollektiven Willen von Kapital und Arbeit. Das Potential an Kommunismus in den bestehenden Verhältnissen zu zeigen, darin sehen beide die Aufgabe einer Klassentheorie heute. [Redaktion]

Bernhard Dorfer

Über revolutionäre Subjektivitäten

Eine der Fragen, die uns immer wieder beschäftigt hat, ist die nach dem Subjekt der Revolution. Das heurige Sommerseminar ist ein Kulminationspunkt. Es ist die sich herausbildende Antiglobalisierungs-/Weltsozialforumsbewegung, auf die wir uns beziehen und die Proklamation der Multitude zum (neuen) revolutionären Subjekt durch Hardt und Negri, auf die wir dabei Bezug nehmen. Diese Vielheit ist jedoch bisher weitgehend in der abstrakten Entgegensetzung zum traditionellen Begriff der Arbeiterklasse verblieben. Das macht die Offenheit dieses neuen Revolutionssubjekts aus, aber auch dessen Vagheit, die von Manchem/R als besonders revolutionäre Qualität gepriesen wird. Das Unbehagen an dieser Unbestimmtheit artikuliert sich in der Forderung nach und den Versuchen von großteils empirischen Studien über immaterielle Arbeit, multiple soziale Identitätsbildungen, den Durchsetzungsgrad postfordistischer Arbeitsverhältnisse etc. Außer ein paar ambitionierten Versuchen, immaterielle Arbeit irgendwo im Computer-/Softwarebereich, der mikroelektronischen Kommunikationsrevolution zu verorten, ist bei diesen Bemühungen allerdings noch nicht besonders viel herausgekommen.

Wäre es nicht verlockend, den Begriff Multitude in seiner abstrakten Inhaltsleere zu belassen? Das hätte so manchen Vorteil, und klingt jedenfalls nicht so hölzern und konstruiert wie Nicht(arbeiter)klasse, obwohl sein begrifflicher Inhalt nicht darüber hinausgeht. Außerdem eröffnet er in seiner Unbestimmtheit einen weiten Assoziationsraum, in dem sich viele beheimatet fühlen und vom Gleichen reden können, ohne dasselbe zu meinen. In dieser Hinsicht bildet der Begriff das perfekte Spiegelbild der Antiglobalisierungsbewegung, und das ist wohl auch das Geheimnis seiner weltweiten Karriere. Die Multitude in der Hardt/Negrischen Fassung hat auch ein auf die Zukunft verweisendes Element, das sie mit Empire, aber auch mit Postfordismus und in gewisser Weise sogar mit dem von Marx entfalteten Kapitalbegriff gemeinsam hat. Die Begrifflichkeit geht über sinnliches Wahrnehmen hinaus, die Methodik über empiristisches Konstatieren und unterscheidet sich dadurch wesentlich beispielsweise von Lenins entwickelten Imperialismusverständnis. Ist so etwas prinzipiell überhaupt möglich? Und wenn ja, wie kann es bewerkstelligt werden?

Es gibt eine respektable und wissenschaftlich anerkannte Methode des Blicks in die Zukunft,

nämlich die empiristische Extrapolation: Eine oder mehrere aktuell konstatierbare Dynamiken werden einfach in die Zukunft hinein verlängert. Daraus werden dann Zukunftsszenarien abgeleitet. Dieses scheinbar seriöse Vorgehen - man spricht ja nur über objektive Entwicklungen und die Vorsichtigeren ohnehin nur über Wahrscheinlichkeiten - verbirgt, dass bei allen einschränkenden, meist kleingedruckten Vorbehalten, die eigentliche Geschäftsgrundlage dieses nicht unprofitablen Geschäftszweigs die Prophezeiung der Zukunft ist und kein „möglich wär's“, und wieviel Willkür im Konzept beinhaltet ist. Vorausgesetzt wird nämlich unter anderem, dass die ausgewählten Determinanten tatsächlich vollständig und wirksam sind, dass keine unvorhergesehenen Faktoren wirksam werden (was allerdings recht häufig der Fall ist, und worauf man sich dann auch so schön ausreden kann), dass keine Wechselwirkungen auftreten, die sich gegenseitig konterkarieren, dass die in der Vergangenheit konstatierte Entwicklungsdynamik genau in derselben Stärke anhält, dass das Bekanntwerden der Prognose keinerlei Rückwirkungen entfaltet usw. Überlegt eineR sich diese Unwägbarkeiten genau, bleibt schleierhaft, woraus solch säkularisierte Wahrsagerei ihren enormen Dünkel gegen andere Formen der Zukunfterschließung bezieht. Dies scheint auch die Methode von Hirsch zu sein, mit der er den Übergang zum Postfordismus postuliert und damit die Diskurslinien vorzeichnet. Dem dominanten positivistischen Wissenschaftsparadigma entsprechend wird sein Vorgehen jedoch kaum prinzipiell in Frage gestellt. Mainstreamtauglich sind auch seine eher negativ getönten Zukunftserwartungen und der von ihm „vernünftigerweise“ vorausgesetzte, bloß formgewandelte Fortbestand des Kapitalismus. Die „linken Beamten der traurigen Leidenschaften“ (Katja Diefenbach) werden nicht grundlos aufgescheucht

Ganz anders beim „Empire“: Was gab es da nicht für ein Gegackere über naiven operaistischen Optimismus und christlich geprägten Messianismus, nur weil Negri und Hardt es wagten, die Multitude (und das Empire?) zugleich auch als Vorzeichen des Kommunismus unter „kapitalistischer Hülle“ zu bestimmen, überhaupt den Kommunismus wieder auf die Tagesordnung zu setzen und vom „Glück Kommunist zu sein“ zu sprechen. Nota bene: Ich bestreite damit nicht die Gültigkeit vieler der in diesem Kontext formulierten Einwände, sehr wohl und ganz entschieden aber die Legitimation

vieler Kritiker: Jeder einzelne Gefühlskommunist, dem unterm Reden und Schreiben die Pferde und Begrifflichkeiten durchgehen, trägt mehr zu einer positiven Zukunft bei, als noch so viele Professoren, die zum 727., 728. und 729. Mal nachweisen, dass die Aussichten unterm Kapitalismus düster sind, seine Überwindung (wenn überhaupt) allenfalls in weiter, weiter Ferne möglich und derzeit allerhöchstens realistisch wäre, das Allerschlimmste etwas abzumildern, wenn man sich nur ihres Spezialmittelchens bedienen würde. Darüber lassen sich dann wunderschöne kontroverse Debatten entfalten und internationale Symposien veranstalten.

Marx dagegen entwickelt den Kapitalbegriff - darin methodisch Hegel nachfolgend - logisch-kategorial. Es gelingt ihm dadurch, wesentliche Momente, grundlegende Tendenzen des Kapitals nicht nur für Vergangenheit und Gegenwart zum Zeitpunkt der Erarbeitung des „Kapital“ offenzulegen, sondern darüber hinaus auch für jede denkmögliche Zukunft unter kapitalistischen Vorzeichen.¹ Das hat im Unterschied zur empiristischen Extrapolation und zu Prophetie und Utopistik nichts mit Wahrsagerei zu tun, sondern gelingt dadurch, dass Marx mit Hegel das gedanklich rekonstruierte Konkrete nicht linear aus der unmittelbaren Anschauung abstrahierend ableitet, sondern als Zusammenfassung mannigfacher, abstrakt-kategorialer Bestimmungen fasst.

Genau dieses Moment einer nicht-vagen Offenheit der Marxschen Theorie der Wertproduktion für weitere theoretische Bestimmungen geht dann im Mainstream der marxistischen Tradition und ihrem universalistischen und totalisierenden Begriff von Kapitalismus weitgehend unter. Aus der dem Kapital eigenen Tendenz zur Expansion folgt nämlich keineswegs zwangsläufig dessen totale und universelle Durchsetzung zum jeweils gegebenen Zeitpunkt.² Es ist jedoch nicht so, dass die Verantwortung für die Entwicklung eines totalisierten Kapitalverständnisses allein den Epigonen anzulasten wäre, die die Besonderheiten der Marxschen Methode nicht verstanden und den von Marx im Kapital entwickelten absoluten und totalen Kapitalbegriff für bare Münze genommen haben. Abgesehen von dieser methodisch induzierten Totalisierung des Kapitalbegriffs, die Marx als Hegelianer zu

handhaben wusste, und über deren faktisches Nicht-Zutreffen er mit Sicherheit nicht in Zweifel war, gibt es jedoch auch noch die Frage nach der Wünschbarkeit einer Totalkapitalisierung. In dieser Hinsicht hat Marx selbst nicht wenig zur Entwicklung eines totalisierenden Kapitalverständnisses beigetragen, das nicht nur theoretischen Auffassungen den Stempel der Wunscherfüllung aufdrückte, sondern auch praktisch in Gestalt der Arbeiterbewegung nicht wenig zur allgemeinen Durchsetzung des Kapitals beitrug.

Der maßgebende und schärfste Kritiker des Kapitals ein verkappter Agent? Welch abstruse Vorstellung! Und doch trifft sie zu; man darf dabei Wunsch allerdings nicht naiv, also nur positiv verstehen. Obwohl also Marx als Theoretiker am vorderen Rand des globalen Siegeszuges des Kapitalismus einen sehr genauen und tiefen Blick für dessen „negative Aspekte“ entwickelt hat, fasst er ihn nämlich dennoch ganz überwiegend als generell notwendiges Durchgangsstadium auf. Diese Haltung tritt beispielsweise in der Übernahme der Begrifflichkeit von den geschichtslosen Völkern zutage oder etwa auch in den völlig einseitigen und für meinen Geschmack auch übertriebenen, begeisterten antifeudalen Passagen des Manifests. Also war auch Marx - welch Wunder! - nicht völlig unaffiziert von der Begeisterung und den Hoffnungen, die die kapitalistische Modernisierung damals zu wecken imstande war.

Diese modernistische Schlagseite von Marx sollte am hinteren Rand des Siegeszuges des Kapitals³ nicht bewahrt, sondern tunlichst abgestreift werden. Wir haben sowohl global als auch in jedem einzelnen Staat der Welt schon lange genug Kapitalismus gehabt. Eine revolutionäre Perspektive ist heute nur mehr in klar abgegrenzter Überparteilichkeit gegenüber den überwiegend ohnehin bloß als Scheingefecht und Show für die unterhaltungsbedürftigen Massen veranstalteten Kämpfe von kapitalistisch-neoliberalen Modernisierern und reaktiven Restauratoren zu gewinnen. (Und außerdem haben wir inzwischen auch lernen müssen, dass nicht alles, was sich als postkapitalistisch/sozialistisch darbietet, deswegen unbedingt auch schon besser ist.)

Es gibt jedoch noch eine weitere Quelle für die Marxsche Neigung zum platten



Modernismus, die bislang weit weniger thematisiert wurde und daher weitreichendere und nachhaltigere Auswirkungen zeitigt. Als Zeitzeuge einer Periode des Niedergangs der bürgerlichen Revolutionen und der heftigen Bewegungen und Aufstände in den ersten Anfängen der Arbeiterbewegung, die in der Pariser Commune kulminierten, war die von Marx geteilte Erwartung sicherlich nicht gänzlich ohne Anhaltspunkt, dass es dann mit einer auf breiter Ebene voll konstituierten Arbeiterklasse erst recht abgehen müsste. Auch Marx betreibt an diesem Punkt also empiristische Extrapolation. Zugleich wäre das auch wunderbar dialektisch gewesen (Negation der Negation), war aber, wie die letzten 100 Jahre gezeigt haben, nicht der tatsächliche Gang der Geschichte.⁴ Der Erklärungsansatz von Lenin (Entwicklung des Kapitalismus zum Imperialismus, Bestechung der Oberschichten der Arbeiterklasse in den Metropolen) bietet zwar eine wesentliche zusätzliche Erklärung, geht aber meines Erachtens am Kern der Sache vorbei. Die Hoffnungen, die Marx und alle seine Nachfolger auf die volle Herausbildung der Arbeiterklasse setzten und setzen, haben sich nicht nur zufällig historisch blamiert und dabei Kilometer von weltleeren, scholastischen Meditationen über „Klasse an sich“ und „Klasse für sich“, empirisch konstatierbares Bewusstsein der Arbeiterklasse versus mittels organisierter Avantgarden zu produzierendes, wahres, echtes oder auch eigentliches Klassenbewusstsein („historische Mission“ inklusive) ausgeschwitzt. Auch die konträre Rede von der Verbürgerlichung der Arbeiterklasse ist um nichts sinnvoller. Zutreffender müsste nämlich von der Verarbeiterklassung der Arbeiterklasse gesprochen werden.

Die den diesbezüglichen Marxschen Erwartungen zugrundeliegende Konzeption liegt nicht nur

sozialpsychologisch daneben (durch Nacht zum Licht, über wachsende Verelendung und Degradation zu wachsender Empörung und Aufstandsbereitschaft funktioniert eben nicht), sondern sie beinhaltet auch einen theoretisch-systematischen Fehler, denn das Einzige, was gegen eine stets sich ausweitende und durchgängigere Proletarisierung zur Empörung reizen könnte, müsste dann letztlich ein den Individuen innewohnendes Abstraktum namens „Wesen des Menschen“ sein. Damit fällt Marx selbst jedoch hinter seine bereits in den Feuerbachthesen formulierte und vielzitierte Einsicht zurück, dass das menschliche Wesen eben kein den Individuen innewohnendes Abstraktum ist, sondern das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse. Eine auf der Höhe dieser Einsicht bleibende alternative Konzeption hätte davon auszugehen, dass nicht etwa die vollentwickelte Proletarität, sondern Kapitalisierungs- und Proletarisierungsprozesse revolutionäre Potenzen freisetzen.⁵ Dadurch würden „Ränder“ und „Poren“ der kapitalistischen Produktionsweise, das jenseits dieser Grenzen liegende Andere und die vielfältigen Übergänge aufgewertet und verstärkt ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Aus all dem folgt unter anderem, dass wir die Suche nach dem revolutionären Subjekt aufgeben müssen und stattdessen von unterschiedlichen revolutionären Subjektivitäten ausgehen sollten. Eine kapitalmonistische Gesellschafts- und Geschichtsauffassung, die alle gesellschaftlichen Phänomene aus dem Kapitalbegriff herzuleiten oder wenigstens „in letzter Instanz“ auf ihn zurückzuführen sucht, taugt hierzu nicht. Ebenso wenig eine Universalisierung des Kampfes des Proletariats als Königsweg zur Emanzipation. Eher schon der Kampf gegen Proletarisierung. Einen wesentlichen Fingerzeig in diese Richtung hat Holloways Reformulierung des Klassenkampfes als Kampf gegen Klassifizierung gegeben.⁶

- 1 Marx hat seinen Kapitalismusbegriff nicht aus der Dampfmaschine abgeleitet, er kann daher wohl auch nicht mit dem Hinweis auf den Einsatz der Mikroelektronik widerlegt werden. Auch die beliebige Konstruktion neuer Stadien mit ganz eigenen Gesetzmäßigkeiten, sei es nun Imperialismus, Postfordismus oder Empire, ist von daher nicht ganz unproblematisch.
- 2 Die Krisis-Leute behaupten sogar, die Expansion des Kapitals habe bereits aufgehört, weil die durch die mikroelektronische Revolution verursachten Arbeitskraftfreisetzungen mittlerweile die Neuansaugung von Arbeitskräften übersteigen würde, weil das Kapital keine neuen, lohnenden Betätigungsfelder mehr vorfinde.
- 3 Das soll nota bene keine weitere Zusammenbruchs“theorie“, Endkrisenprophetie oder Proklamation eines weiteren, diesmal wirklich allerhöchsten, allerletzten und durch und durch verfaulten Stadiums des Kapitalismus sein, sondern die nüchterne Feststellung der Tatsache, dass der Kapitalismus zunehmend die Fähigkeit verliert, gesellschaftliche Hoffnungen zu mobilisieren und mehr und mehr bloß in Sachzwängen fortwest. Er wird jedoch nichtsdestotrotz fortbestehen, solange und soweit seine grundlegenden Tendenzen als Sachzwänge geglaubt und seine aktuell prägenden Gestalten für unverzichtbar gehalten werden. Und das könnte durchaus auch noch recht lange dauern. Optimismus ist

- kein Grunderfordernis des Kapitalismus, er funktioniert durchaus auch mit einem Millionenheer Depressiver und einer genügend großen Anzahl leicht zu begeisternder Naiver.
- 4 Die Dialektik ist eben keine Versicherung gegen Irrtümer und Fehleinschätzungen und schon gar kein Wundermittelchen gegen Dummheit. Sie könnte eineN aber beispielsweise davor bewahren, unreflektiert nebeneinander und gleichzeitig die vollständige reelle Subsumtion unters Kapital und zugleich dessen Charakter als bloße Hülle zu behaupten.
- 5 Es war kein Zufall, dass sich der Operaismus in Italien in einer Periode herausbildete, als die oberitalienischen Industriemetropolen massenhaft vor- und halpproletarische Massen aus dem Süden Italiens ansaugten. Die Operaisten hatten ein gutes Gespür für diese soziale Gärung, sie haben allerdings die zugrundeliegenden Prozesse falsch, d.h. die faktische Bewegungsrichtung umdrehend und arbeiterklassisch theoretisiert: die Arbeiterklasse treibe den Kapitalismus sozusagen vor sich her.
- 6 Am schwierigsten scheint mir dabei die Frage zu beantworten, wie dieser Ansatz für Gesellschaften zu konkretisieren wäre, in denen sich der Kapitalismus bereits auf breiter Front tiefgreifend durchgesetzt hat und Arbeiter der 4. und 5. Generation einen keineswegs unerheblichen Teil der Gesellschaft stellen.

Martin Birkner

Bewusstseinsindex oder Klassenkampf?

Bemerkungen zur Methodik einer erneuerten Klassentheorie

Der vorliegende Text versucht eine Annäherung an die Thematik der Klassentheorie bzw. deren Methodik. Dabei soll dieser Text in dreifacher Hinsicht als unabgeschlossen gelesen werden: weder kann hier vollständig das Terrain der Auseinandersetzung abgegrenzt werden, noch die historischen Vorbedingungen zureichend vorgestellt, noch umfassend die möglicherweise produktiven Ansätze für eine erneuerte Klassentheorie dargestellt werden. Es geht vielmehr um eine Annäherung an die drei oben genannten Aspekte, eine Annäherung jedoch entgegen dreier bekannter Zugänge: *„Die ArbeiterInnenklasse gibt’s nicht mehr!“*, *„Die ArbeiterInnenklasse war, ist und bleibt DAS revolutionäre Subjekt!“* und *„Die ArbeiterInnenklasse heißt jetzt Multitude und arbeitet äußerst affektiv!“*

Nach dem Aufwerfen einer meines Erachtens grundsätzlichen methodischen Fragestellung soll anhand einiger in der Geschichte des Marxismus äußerst wirksamer Ansätze *ex negativo* aufgezeigt werden, wie der Begriff „Klasse“ für eine heutige kritisch-marxistische Klassentheorie **nicht** (mehr) produktiv gemacht werden kann. Anschließend soll eine - zugegebener Maßen höchst subjektive - Auswahl „übriggebliebener“ Ansätze inhaltlich, keineswegs jedoch unkritisch, vorgestellt werden. Die „Rechtfertigung“ der getroffenen Auswahl sollte sich dabei aus der Argumentation ergeben.

Abschließend möchte ich noch auf einige im Text nicht behandelte Problemstellungen hinweisen, d.h. die Leerstellen benennen, ohne deren Behandlung eine künftige Theorie revolutionärer Subjektivität nicht zu denken ist.

Moderne Dichotomien

In der Geschichte des Marxismus gab und gibt es gewisse dichotomische Konstellationen, die - wenn auch in unterschiedlicher Gestalt - immer wieder auf der Tagesordnung theoretischer Debatten landen. Drei dieser Konstellationen, die für die klassentheoretische Diskussion von besonderer Bedeutung sind, seien an dieser Stelle herausgegriffen:

logisch/historisch, Theorie/Praxis, an sich/für sich

Diese drei Gegensatzpaare müssen vor der Folie DER zentralen erkenntnistheoretischen Konstellation der Moderne¹ gesehen werden, der Frage nach der Existenz und nach dem Verhältnis von „Subjekt“ und „Objekt“. Postmoderne Theorien im Gefolge des Strukturalismus thematisierten diese moderne binäre Verfasstheit und stellten sie als idealistische bzw. metaphysische Konstruktion dar (und ihr, wie z.B. Louis Althusser einen „Prozeß ohne Subjekt“ entgegen). Wenn sich dieser Text im Folgenden dennoch - wenn auch kritisch - mit diesem

Spannungsfeld auseinandersetzt, dann deshalb, weil ich meine, dass auch avancierte poststrukturalistische bzw. dekonstruktivistische Theorieansätze das Problem zwar zurecht aufgeworfen, nicht aber im Sinne einer alternativen Methodik verarbeitet haben. Was blieb, war die Dekonstruktion aller „Ismen“ und mit ihr das Postulat, Gesellschaft als Totalität nicht erkennen/kritisieren zu können. Dem soll hier entgegengewirkt werden, eingedenk eines möglicherweise tatsächlich „transzendentalontologischen“ Kategorischen Imperativs von Marx, der da im Hintergrunde lauert, nämlich: „**alle Verhältnisse umzuwerfen**, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.“²

Sowohl in der Werttheorie als auch in der Klassen- und Staatstheorie des Marxismus spielten und spielen die oben genannten Dichotomien eine hervorragende Bedeutung. Im hegelianisch-dialektischen Marxismus wären die jeweiligen Begriffe als thetische bzw. antithetische Pole am Weg zur ebenso notwendigen wie notwendig eintretenden Synthese anzusehen, was sich in den bekannten Stehsätzen: „Die Methodik des Kapitals ist die Einheit von logischer und historischer Analyse“, „Die Methodik der revolutionären Partei ist die Einheit von Theorie und Praxis“ bzw. „Die Revolution (zumindest ihre notwendige Voraussetzung) ist die Einheit der ‘Klasse an sich’ mit der ‘Klasse für sich’“ manifestierte. Ein eher an Toni Negri orientierter postoperaistischer Kunstgriff würde wiederum mit einem Handstreich diese Frage als **moderne** (siehe oben) und somit antiquierte vom Tisch fegen (so wie auch **Souveränität, Repräsentation** oder **Lenin**) und kurzerhand die Immanenz „ausrufen“, wo sich derartige dialektische (Schein?) Probleme erst gar nicht stellen. Die Multitude wird’s schon richten. Nur findet auch diese sich schnurstracks gegenüber einem Empire, ihres „großen Anderen“ wieder und die „strenge Immanenz“ wird zum Taschenspielertrick. Der dennoch bedenkenswerte Aspekt des Multitude-Konzeptes ist jener, dass die „Menge von Singularitäten“ als nicht vereinheitlichbares und repräsentierbares Kollektivsubjekt erfasst werden kann. Die Formen des Übergangs zur Kollektivität werden jedoch in Hardt/Negris „Empire“ keineswegs zureichend dargestellt bzw. begründet.

Entgegen der beiden schematisch dargestellten, „unbrauchbaren“ Ansätzen möchte ich eine dritte

Lesart der obigen Problematik vorschlagen, nämlich jene des „/“ oder der „konstitutiven Grenze“. Eine Betrachtungsweise entlang dieser Grenze könnte meines Erachtens nach einen adäquateren methodischen Zugang eröffnen. Von ihr aus wären jene Ansätze kritisch zu analysieren, die so gegensätzliche Positionen einnehmen wie die positivistische Klassenanalyse E.O. Wrights, in dessen Theorien der Vergleich von objektiver Klassenlage und subjektiven Verhalten gar in einem „Bewusstseinsindex“³ gipfelt, oder Mario Trontis operaistischer Ansatz, der mit folgendem Zitat zusammengefasst werden kann, welches der Titel der grundrisse #7 war: „*Man kann nicht verstehen, was die Arbeiterklasse ist, wenn man nicht sieht, wie sie kämpft.*“⁴

Was aber ist das (notwendig?) Konstitutive dieser alle klassentheoretischen Ansätze durchziehenden Grenze anderes als eine **in letzter Instanz** ideologisch determinierte Position?⁵ Im Marxismus-Leninismus bezeichnete den „richtigen Standpunkt“ die Avantgardepartei, welche als „Vermittlerin“ die statistisch existierenden Ausgebeuteten zu ihrer historischen Mission befähigen sollte. Erst hier, im singulären Akt der Revolution, der gelungenen Synthese auch von Theorie und Praxis, wäre der Trennungsstrich / verschwunden.

Avanciertere Theorien verabschiedeten sich zwar von der großen dialektischen Geste der „Synthese der Synthesen“, hypostasierten jedoch meist einen der „ursprünglichen“ Absprungpunkte, das „links“ bzw. „rechts“ des / Stehende zu einer letztlich positivistisch argumentierenden Theoriekonzeption. Eine gewisse „Sehnsucht nach Reinheit“ kann diesen Herangehensweisen nicht abgesprochen werden, egal ob es sich um den bereits oben (Wright) genannten positivistisch-quantifizierenden Theorieansatz des „analytischen Marxismus“, (mit Einschränkungen) um die radikale erfahrungswissenschaftliche Historisierung E.P. Thompsons⁶ oder auch der extrem hermetischen „Subjekttheorie“ der wertkritischen Krisisgruppe handelt. Je nach ontologischer Befindlichkeit weisen eben „Daten“, rein „historische Erfahrungen“ oder der allmächtige „Wertfetisch“ den entsprechenden Personengruppen gewisse Eigenschaften zu (bzw. sprechen ihnen diese - so im Falle der Wertkritik - ab).

Die Problematik der genannten Stränge ist, dass entweder ausgehend von einer vordefinierten



(Partei)Position die Subjektivitäten mitsamt ihren Bedürfnissen gegen das herrschende Ausbeutungsparadigma erst wiederum in ein - diesmal scheinbar teleologisch abgesichertes - Disziplinarkorsett gesperrt wurden, dass sie zu Manipulermassen von Wahlkampfmaschinen im allgegenwärtigen Spektakel moderner Politik wurden, oder dass sie qua Verblendungszusammenhang höchstens noch die Flucht in die reine Welt der 100% anti-politischen kritischen Kritik retten kann. Der alltägliche „Kampf gegen das Klassifiziert-Werden“ (John Holloway), die alle geschichtlichen Epochen begleitende, manchmal sogar diese antreibende oder gar produzierende „Flucht zur Freiheit“ (Holloway), kurzum der Widerstand der Unterdrückten oder mit Negri die „Kreativität der Menge“ rückt immerfort vom Zentrum der Betrachtung in eine beiläufige Randposition.

Das „/“ ist der Klassenkampf

Als theoretischen Ansatz, der sich sowohl historisch-dialektischen als auch positivistisch verkürzenden Fallstricken verweigert, soll nun „der“ Operaismus vorgestellt werden. Als eine Theorie, die als Ausgangspunkt ihrer Theoretisierung von „Klasse“ weder das „objektive“ Vorhandensein einer „Klasse an sich“ noch die „bewusste Klasse für sich“, sondern den **Klassenkampf** als eine Auseinandersetzung innerhalb des Kapitals, eines gesellschaftlichen Verhältnisses, das seine Gesellschaftlichkeit, d.h. Wirksamkeit, nicht aus der Nicht-Arbeit der Kapitalseite, sondern ausnahmslos aus der tagtäglichen Reproduktion des Verhältnisses seitens des Proletariats schöpft. Heutige Klassentheorie hätte an diese „relationale“ Lesart anzuknüpfen, ohne sich jedoch der Illusion hinzugeben, den Polen der Verhältnisse gänzlich zu entkommen.

Logisch / historisch, Theorie / Praxis, aber auch Bourgeoisie / Proletariat sind auch als umkämpfte Verhältnisse stets Verhältnisse „von“ bzw. „zwischen“, gerade wenn wir uns von den luftigen Höhen der theoretischen Abstraktion in Richtung der (notwendig unreinen) politischen Praxis begeben. Die Moderne entlässt uns nicht.

Bei allen zu kritisierenden Aspekten⁷ der häretischen marxistischen Strömung „Operaismus“ meine ich doch, dass diese - in manchen Aspekten durchaus voneinander divergierenden - Theorieansätze

auch heute als methodische Basis für eine aktualisierte Klassentheorie dienen können.

Operaismus als Theorie des Klassenkampfes

Die ArbeiterInnenklasse wird in den operaistischen Theorien nicht als ein abstraktes Gegenüber „des Kapitals“ gesehen, sondern als jener Teil des **Kapitalverhältnisses**, der dieses tagtäglich aufs neue reproduziert, aber auch bekämpft. Aus dieser **Ontologie des Klassenkampfes** bezog die besondere Radikalität des politischen Operaismus seine Energie. Gleichzeitig ermöglicht uns heute ein am Operaismus geschultes methodisch relationales Denken das Umgehen der Objekt/Subjekt-Problematik bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung radikal-emanzipativer Positionen. Wenngleich auch im wichtigen operaistischen Begriff der „Arbeiterzentralität“ auch wissenschaftlich klar Position bezogen wird, was alleine schon die als Eigendefinition verwendete Bezeichnung der „Arbeiterwissenschaft“ beweist.

Mit „Klassenzusammensetzung“ war dem Operaismus ein Begriff gegeben, der es erlaubt, gleichzeitig sowohl die Veränderung der Klasse(nsubjekte), der „lebendigen Arbeit“, als auch jene der „toten Arbeit“, der kapitalistischen Maschinerie, wenn mensch so will, in ihrer Abhängigkeit und Widersprüchlichkeit zu denken. Jenseits sturem Subjekt/Objekt-Denkens ging es also um die Erkenntnis der Zusammensetzung, d.h. der Verbindung der Elemente zu gesellschaftlich wirkmächtigen Gruppen - sowohl als ReproduzentInnen des Kapitalverhältnisses als auch als potentielle ZerstörerInnen. Bei allen Versuchen ausgehend von der Verhältnismäßigkeit des Klassenkampfes diesen zu denken, tauchten aber auch im Operaismus (der sich auch formal stark auf Lenin bezog) theoretische Problemstellungen auf, die der Leninschen Dichotomie von Klasse „an sich“ und „für sich“ nicht unähnlich war. So bezog sich der Terminus „technische Klassenzusammensetzung“ auf die *„Bedingungen, unter denen das Kapital die ArbeiterInnen zusammenbringt; hierzu gehören sowohl die Bedingungen im unmittelbaren Produktionsprozess (z.B. Arbeitsteilung in versch. Abteilungen, Trennung von „Produktion“ und Planung, Einsatz von bestimmten Maschinen etc.) als auch die Form der Reproduktion (Wohnzusammenhang, Familienstruktur etc.)“*⁸, während die „politischen Klassenzusam-



mensetzung“ jenen Prozess beschreibt, *„wie ArbeiterInnen die „technische Zusammensetzung“ gegen das Kapital wenden und ihren Zusammenhang als Arbeitskräfte als organisatorischen Ausgangspunkt ihres Kampfes nutzen [...]“*⁹ Im Laufe der Geschichte des Operaismus ist - nicht zuletzt durch die quantitative und qualitative Zunahme realer Klassenkämpfe (mit)verursacht - eine Prioritätenverschiebung von der technischen hin zur politischen Klassenzusammensetzung zu konstatieren. Aufgrund der Radikalisierung der Kämpfe ab 1968, den Massenentlassungen als Antwort des Kapitals darauf, und nicht zuletzt der zunehmend vielfältigeren Zugänge der „neuen“ Akteure und Akteurinnen begann sich das Konzept der „politischen Klassenzusammensetzung“ zu verselbständigen und sich zunehmend von den frühen operaistischen Wurzeln zu lösen. Als eine Konsequenz dieser Entwicklung ist sicherlich die zunehmende Militarisierung der Bewegung in den 70er Jahren mit ihren letztlich verheerenden Folgen zu sehen¹⁰.

Die bereits weiter oben erwähnte „Arbeiterzentralität“ brachte in einer theoretischen 180-Grad-Wende den wohl gravierendsten Bruch mit der Vorstellungswelt des orthodoxen Marxismus: Nicht mehr die Selbstbewegung eines „automatischen Subjekts“ Kapital, sondern genau die Klassenkämpfe des Proletariats determinieren die gesellschaftliche Entwicklung inklusive jener der Kapitalakkumulation. Diese Wende warf auch zentrale Dogmen marxistischer Krisentheorie über den Haufen. Krise ist dann, wenn die ArbeiterInnenklasse sie produziert. Bei aller Reserviertheit, die gegenüber den Verkürzungen seitens der operaistischen TheoretikerInnen angebracht ist, kann doch eine tieferliegende theoretische Wende konstatiert werden, die auch für aktuelle Klassentheorien uneingeschränkt gültig ist: dass nämlich das politische Vermögen nicht ein bloßes Anhängsel ökonomischer Selbstbewegung ist, dass auch Krisen im Kapitalismus nur durch innerökonomische Faktoren determiniert werden, sondern dass die Widerständigkeit der Subjektivitäten immer eine gewichtige Rolle in gesellschaftlichen Prozessen einnimmt. Dieses „Vermächtnis“ des Operaismus ist auch gegen „wissenschaftliche“ Marxismen starkzumachen, die sich durchaus mit gutem Recht auf die naturwissenschaftliche Schlagseite Marxens im Kapital beziehen.

Die bestimmende Subjektformation des Operaismus der 60er Jahre war der „operaio massa“, der sogenannte Massenarbeiter, bestimmt über die einheitliche Arbeitsform der fordistischen Massenproduktion in den norditalienischen Großunternehmen, allen voran Fiat in Turin. Nicht zuletzt einheitliche Lebens- und Arbeitsbedingungen (Fließ-

band, Massenquartiere), der starke Zuzug junger Menschen aus dem agrarischen Südtalien und die daraus (und aus der Tatsache, dass die Kommunistische Partei Italiens und die ihr nahestehenden Gewerkschaften beginnend mit der Entwaffnung der PartisanInnen meist als Staatsapparate agierten und von den radikalisierten Schichten auch als solche angesehen wurden) resultierende Unmöglichkeit, diese Massen in die traditionellen proletarischen Organisationen einzugliedern, führten zu den neuen, autonomen und radikalen Formen des Klassenkampfes. Dieser war im Gegensatz zu den disziplinierten Kämpfen der organisierten KommunistInnen immer auch ein Kampf gegen die Arbeit an sich und lehnte die Trennung des Kampfes in politische (Partei) und ökonomische (Gewerkschaft) Ebene entschieden ab.

Spätestens 1968 traten - nicht nur in Italien - massiv neue Subjektivitäten auf die Bühne der sozialen Auseinandersetzungen. Die neue Frauenbewegung, Hippies, Stadtindianer, subkulturelle Bewegungen und nicht zuletzt das Experimentieren mit Drogen und alternativen Lebensformen stürzten den „männlichen Massenarbeiter“ in die Krise. Daran nicht unbeteiligt war allerdings auch die Antwort des italienischen Kapitals. Innerbetriebliche Umstrukturierungen, Massenentlassungen und Repression waren Versuche, die Macht der ArbeiterInnen in den Großbetrieben zu brechen bzw. wieder unter Kontrolle zu bekommen. Wieder war die kommunistische Partei Italiens auf der Seite der Herrschenden zu finden, mensch denke nur an die Theorie & Praxis des „historischen Kompromiss“ zwischen KP und ChristdemokratInnen in den 70er Jahren.

Im operaistischen Denken begann Anfang der 70er Jahre die Debatte darum, ob die gesellschaftlichen Verhältnisse und Kämpfe ausgehend von der Konzeption (oder ihrer Adaption) des Massenarbeiters noch ausreichend erklärt werden können. Toni Negri wandte sich dem „operaio sociale“ („gesellschaftlichen Arbeiter“) *„mit scheinbar unbegrenzten kommunikativen Fähigkeiten, hoch mobil und flexibel mit großer sozialer Kompetenz.“*¹¹ zu. Diesem hinzu gesellte sich der Begriff der „fabbrica diffusa“, der (in die Gesellschaft) aufgelösten Fabrik. Analog zu dieser Veränderung, sowohl der politischen, als auch der technischen Klassenzusammensetzung wurde auch das Postulat des auf die ganze Gesellschaft ausgerichteten Kampfes propagiert. In seiner unreflektierten Form führte dieses Postulat letztlich in die Sackgasse des bewaffneten Kampfes gegen den Staat. Trotz dieser zum Scheitern verurteilten Strategie muss der theoretische Schritt vom Massenarbeiter zum gesellschaftlichen Arbeiter als wichtiger und fruchtbarer

Versuch gesehen werden, den veränderten komplexen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Fragestellung der technischen bzw. politischen Zusammensetzung der ArbeiterInnenklasse wirft also auch im radikal in Verhältnissen denkenden Operaismus die „an sich - für sich-Problematik“ (oder zumindest etwas Ähnliches) des Leninismus wieder auf. Die für die „Arbeiterwissenschaft“ Operaismus so zentrale Analyse der kapitalistischen Maschinerie als Herrschafts- und Disziplinierungsapparat einerseits, der Formen der proletarischen Widerstände andererseits, musste so zwangsweise „in letzter Instanz“ wiederum auf eine Subjekt-Objekt-Dialektik, wenn auch in abgeschwächter Form zurückgreifen, um den Gegenständen der Untersuchung einigermaßen gerecht zu werden und eine Reduktion von Komplexität über Gebühr zu vermeiden.

In den 80er Jahren, die den Operaismus beerbende Bewegung der „Autonomia operaia“ war Ende der 70er längst durch massive Polizeiaktionen zerschlagen, traten zur allgemeinen Niederlage der Linken noch zusätzliche Aspekte hinzu. Die rassistische Ausgrenzung von MigrantInnen sowie die immer schnellere Auflösung stabiler Beschäftigungsverhältnisse und Arbeitsformen, die bereits in den 70ern begann, führten zur weitgehenden Aufgabe des Versuches, gesellschaftliche Ausbeutungs- und Herrschaftsmechanismen im Rahmen einer auf Totalität ausgerichteten Theoriekonzeption zu beschreiben und zu kritisieren. Die konservative ideologische Offensive im Zuge der Durchsetzung neoliberaler Konzeptionen und der Zusammenbruch des stalinistischen Blocks taten ein Übriges, um das Ende der Ära der „großen Erzählungen“ einzuläuten. Was blieb, ist eine andere große Erzählung, womöglich gar die allergrößte: jene vom „Ende der Geschichte“ (Fukuyama).

Erst mit der sich ab Ende der 90er Jahre in den Auseinandersetzungen um „Sozialabbau“, „neoliberale Globalisierung“ und „Weltordnungskriege“ neu formierenden Linken rückte auch die Beschäftigung mit marxistischer Theorie wieder ins Blickfeld. Es gilt nun, die für die zentralen Felder der sozialen Auseinandersetzung wichtigen gesellschaftlichen Felder theoretisch zu öffnen und - in kritischer Anknüpfung an bereits geleistete Arbeiten methodischer und inhaltlicher Art - theoretisch/kritisch zu bearbeiten. Die Schwierigkeiten, die uns dabei¹² ins Haus stehen, sind nicht zu übersehen: Einerseits fragmentieren sich die Arbeits- und Lebensbedingungen der abhängig Beschäftigten zusehends, und zwar innerhalb und zwischen geographischer/n Regionen des globalisierten Kapitalismus, andererseits kann revolutionäre Subjektivität, die auf die Überwindung bestehender Verhältnisse zielt, nur als nicht-hierarchische Bündelung verschiedener

Kämpfe und Kampfformen gedacht werden, nicht mehr jedoch als Haupt- und Nebenwiderspruchshierarchie oder als „Klassenbündnis unter Führung der wahrhaft revolutionären Partei“.

Exkurs: Intellektualität und Klassenkampf

1972 schrieb der damals operaistische Theoretiker (und spätere Bürgermeister von Venedig) Massimo Cacciari eine Abhandlung „Über das Problem der Organisation - Deutschland 1917-1921“¹³. Cacciari erklärt darin das Scheitern sowohl der partei- als auch der linkskommunistischen Strategien der Revolution mit der Nichtberücksichtigung der Veränderung der Klassenzusammensetzung. Vor allem an der rätedemokratischen linkskommunistischen Strömung um Karl Korsch kritisiert Cacciari die anachronistische Orientierung auf den Rätegedanken, da mit dem Aufkommen der standardisierten Massenproduktion die FacharbeiterInnen und somit die Intellektualität aus dem Produktionsprozess zunehmend verdrängt wurden. Auf dieser Intellektualität der Massen beruhte aber der Rätegedanke: die ArbeiterInnen können aufgrund ihres fachlichen Wissens die Produktion in Selbstverwaltung organisieren.

Die fordistische Revolution aber verunmöglichte durch die veränderte Klassenzusammensetzung das Wirksamwerden der Räteidee¹⁴. Im Hinblick auf die aktuellen Transformationen (Stichwort: Postfordismus) wäre die Diskussion allerdings erneut zu führen. Bereits Negri's in den 70er Jahren aufgestellte Thesen des Übergangs vom „Massenarbeiter“ zum „gesellschaftlichem Arbeiter“ zielte ja auf eine Wiederbelebung des Rätegedankens ab, ebenso der (post-) operaistische Begriff der „Massenintellektualität“ - hier geht es jedoch vor allem um die immaterielle Ebene der „affektiven Arbeit“¹⁵. Dabei wäre zu berücksichtigen, dass eine Theorie der Klassenzusammensetzung heute die internen Spaltungen miteinbeziehen muss.¹⁶

Ist „Klasse“ ein zeitgemäßer Begriff, um heutige soziale Auseinandersetzungen zureichend zu beschreiben und zu befördern? Meiner Ansicht nach ist die Frage nur in kritischem Hinblick auf die theoretischen Entwürfe des Operaismus zu stellen. Mit anderen Worten: Die existierenden sozialen Auseinandersetzungen müssen auch heute den Mittel- und Ausgangspunkt einer Klassentheorie bilden, soll nicht lediglich die Be- oder auch Abschreibung von Kämpfen betrieben, sondern auch die Möglichkeit theoretischer Intervention in Richtung auf emanzipative Überwindung der herrschenden Verhältnisse bestehen. Ob „das, was da kämpft“ aber „Klasse“, „Subjekt“, „Subjektivität“ oder gar „Multitude“ heißen darf, ist eine Frage zweiten Ranges.

Für eine unreine revolutionäre Theorie

Zwei Punkte möchte ich zum Abschluss noch anreißen, weil sie mir für die methodische Bestimmung einer Klassentheorie als zentraler erscheinen, als es vielleicht im Text herausgekommen ist:

1. Einer sich ständig im Wandel befindlichen Gesellschaft muss mit einer ebensolchen, sich ständig aktualisierenden, Methodik „begegnet“ werden¹⁷, um nicht anachronistische Maßstäbe an die Gegenwart anzulegen, wie dies im Marxismus so oft geschehen ist und noch immer geschieht.

2. Neue Begrifflichkeiten wie „Multitude“ bringen zwar den Vorteil mit sich, über ihre teilweise Unbestimmtheit erfrischend und „belebend“ zu wirken, andererseits blockiert ein derartiger Enthusiasmus aber auch die unumgängliche Auseinandersetzung mit Herrschafts- und Spaltungsmechanismen innerhalb der Kategorie (z.B. „PostfordisierungsgewinnerInnen und -verliererInnen“¹⁸, neue Formen rassistischer und/oder sexistischer Unterdrückung im Rahmen der biopolitischen Herrschaft).

Entgegen der Meinung von Max Koch, wonach „schrittweise konkretere Ebenen der Gesellschaftsformation in die Klassenanalyse aufzunehmen [wären] ... , nachdem die im Kern ökonomisch bestimmten Klassen einer Gesellschaft ermittelt sind“ und „Im Ende ... die abstrakte Analyse des ökonomischen Fundaments der Klassen [zu] ergänz[en wäre] durch eine konkrete Analyse der 'sozialen Klassen'“¹⁹, gilt es umgekehrt vorrangig auf reale Bewegungen und Kämpfe zu fokussieren und - unter Bedachtnahme auf die „politische Zusammensetzung“ der sich bewegenden Subjektivitäten - eine immanent-kritische Perspektive zu entwickeln, während sozialwissenschaftliche Erkenntnisse wie empirische Studien hauptsächlich als Ergänzung und Fundierung dieser theoretischen Produktionen anzusehen sind. Dass dabei die sozialen Kämpfe nicht losgelöst von technischen und herrschaftsstrategischen Transformationen (Stichwort: „Kontrollgesellschaft“) betrachtet werden dürfen, liegt auf der Hand. Es gilt **politische** und **technische** Klassenzusammensetzung gleichermaßen im Blick zu behalten.

Die postfordistische Transformation erzeugt neue Kämpfe und damit neue

Subjektivitäten, transformiert aber auch bis zu einem gewissen Grad die „traditionellen“ Kampfformen und Subjekte. Hinzu kommt, dass sich die Pluralität der Widersprüchlichkeiten stets aufs Neue ausdifferenziert, was im Verbund mit den neuen und zunehmend hegemonial werdenden Formen biopolitischer Herrschaft dazu führt, dass Herrschaft und Widersprüchlichkeit bis in die Körper der Individuen hinein reicht. Mehr noch als in früheren Epochen wird also der Versuch, der Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Widersprüche gerecht zu werden, notwendigerweise zu Verkürzungen (in der Sprache der Systemtheorie: „Reduktion von Komplexität“) führen. Dessen müssen wir uns bewusst sein, vor allem um bei einer weiteren notwendigen Verkürzung bei der Umsetzung in politische Praktiken nicht die „modernen“ Fehler (schrakenlose Herrschaft der Repräsentation durch den enteiernenden Souverän) erneut zu begehen, nicht zuletzt im Hinblick auf noch zu erfindende neue Formen von revolutionärer Organisation.

Zu guter Letzt

Bei aller Sinnhaftigkeit differenzierter empirischer Studien ist also an der Zentralität der sozialen Auseinandersetzung festzuhalten. Dabei befinden wir uns in einer komplizierten Situation, da die sozialen Kämpfe heute weniger denn je „in reiner Form“ anzutreffen sind. Gegenüber Theorien einer reinen (Wert)Kritik ermöglicht ein Denken ausgehend von diesen Kämpfen zumindest die Möglichkeit praktisch-kritischer Interventionen, nicht zuletzt die immanente Bekämpfung reaktionärer Tendenzen in Bewegungen. In und durch diese(n) Auseinandersetzungen bietet sich meiner Meinung nach die Möglichkeit einer Neukonzeption von revolutionärer Politik, während sich die kritischen Kritiker zunehmend von realen Bewegungen (und somit von der gesellschaftlichen Realität) entfernen, um schließlich den pseudo-radikalen Begriff der Anti-Politik in den reinen Raum der Kritik zu schleudern.

Um zur Frage des „/“ zurückzukehren: Statt einer unmöglichen Synthese der dichotomischen Pole (mensch denke nur an die Apologien der Theorie-Praxis-Einheit im historischen ML) ginge es also darum, die Konstruiertheit UND Wirksamkeit bei-

der Seiten aus Perspektive der sozialen Auseinandersetzung auf den Begriff zu bringen, ohne sich pseudoradikal in eine Art **totaler** Immanenz zu flüchten²⁰ - ein durchlässiger „/“ als Standpunkt. Der „Schrei“ im Sinne John Holloways²¹, wenn gleich auch nicht existenzialistisch, d.h. quasi-wesensphilosophisch („Am Anfang war der Schrei“) als Ursprungs-Metapher gedacht, der Widerstand der Unterdrückten, muss als unhintergebar, keineswegs jedoch unkritischer (hier zeigt sich unscharf, aber doch der Horizont der Immanenz) Ausgangspunkt jeder Theorie von Subjektivität angesehen werden.

Dabei ist die Schwierigkeit, vor der wir heute stehen, einerseits der ständig zunehmenden Komplexität (kapitalistischer) Herrschaft theoretisch gerecht zu werden, Herrschaft, die vor allem auf sozialem, sexuellem und rassistischem Terrain prak-

tiziert wird und die Subjekte **und ihre Kämpfe** selbst durchzieht, und andererseits eine radikal-politische Perspektive zu erhalten bzw. zu eröffnen. Nur eine solche Perspektive kann uns aus den gegenwärtigen Kämpfen heraus die Orientierung auf eine Theorie der Organisierung als Weg zu einer umfassenden emanzipativen Strategie ermöglichen. Rückblickend auf die alte marxistische Losung könnte also gesagt werden: es geht um die Verwandlung der „Klasse für sich“ in die „Klasse an sich“. Auf dass die Welt Kopf stehe.

e-mail: pyrx@gmx.li

Anmerkung: Dem vorliegenden Text liegt ein im Rahmen des Klassentheorie-Seminars der grundrisse-Redaktion am 21.8.2003 gehaltenes Referat zugrunde.

Anmerkungen:

- 1 Als weiteres Beispiel sei das spannungsgeladene Verhältnis zwischen Logik und Empirie (und der eng damit in Zusammenhang stehenden Frage nach den „synthetischen Urteilen a priori“) im Neopositivismus erwähnt.
- 2 Marx, Karl: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: MEW 1, S. 378-391, hier S. 385, Hervorhebung im Original
- 3 vgl. Koch, Max: Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft. Theoretische Diskussion und empirische Analyse, 2. Auflage, Münster 1998, S. 79 und 82 f.
- 4 Tronti, Mario: Arbeiter und Kapital, Frankfurt a.M. 1974, S. 64
- 5 Louis Althusser bezeichnete die Philosophie „in letzter Instanz“ als „Klassenkampf in der Theorie“, im vorliegenden Text repräsentiert durch „/“.
- 6 Thompson, Edward P.: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. 2 Bände, Frankfurt a.M. 1987
- 7 von denen es in der Geschichte der operaistischen Bewegung nicht wenige gab und gibt. Zwei für den hier verhandelten Zusammenhang wichtige seien hier benannt: Die zeitweilige Beschränkung - vor allem des frühen Operaismus - auf den männlichen „Massenarbeiter“ bzw. dessen Lohnkämpfe und die Nicht- (bzw. Kaum-) Verallgemeinerbarkeit der spezifischen Situation Norditaliens wie extrem hohes Niveau der Klassenkämpfe, massive Zuwanderung aus Süditalien, etc.
- 8 http://www.nadir.org/nadir/initiativ/kolinko/deut/d_klazu.htm, abgefragt am 1. November 2003
- 9 ebd.
- 10 Allerdings behielten auch auf der „Gegenseite“ wenige Operaistinnen „kühlen Kopf“, und auch führende OperaistInnen wie Mario Tronti gliederten sich wieder in die Reihen der reformistisch-eurokommunistischen KPI ein.
- 11 Anti-Kapitalismus AG im BgR (Bündnis gegen Rechts, Leipzig): Transformation der Arbeitsgesellschaft - Immaterielle Arbeit als neue Dominante postfordistischer Produktion, <http://www.puk.de/phase-zwei/Phase2.04/texte/Transformation.htm> - 27. 9. 2003
- 12 Ich beziehe mich hier auf die klassentheoretischen Aspekte dieser zu leistenden Arbeiten. In anderen nicht zu vernachlässigenden Feldern einer noch zu leistenden revolutionären Theoriebildung, wie Staats- und Organisationstheorie sowie dessen, was früher „Imperialismustheorie“ hieß, ist das Problem wohl kaum geringer.
- 13 Cacciari, Massimo: Über das Problem der Organisation. Deutschland 1917-1921, in: Bologna, Sergio u. Cacciari, Massimo:

- Zusammensetzung der Arbeiterklasse und Organisationsfrage, Internationale Marxistische Diskussion 35, Berlin 1973, S. 53-129
- 14 Die unmittelbare Produktion wurde vorwiegend durch unqualifizierte „HilfsarbeiterInnen“ durchgeführt, die technische Intelligenz sonderte sich zunehmend vom Proletariat und seinen Kämpfen ab.
- 15 vgl. Hardt, Michael: Affektive Arbeit. Immaterielle Produktion, Biomacht und Potenziale der Befreiung, in: Jungle World 2, 2.1.2002 Subtropen, S. 1-4
- 16 siehe dazu z.B. die feministische Kritik Susanne Schulz' am Konzept „Empire“ bzw. „affektive Arbeit“: <http://www.rosaluxemburgstiftung.de/Einzel/empire/schulz.pdf>, abgefragt am 31. Oktober 2003
- 17 zu dieser Problematik siehe z.B. den 1980 geschriebenen Artikel von Roberto Battaglia: Massenarbeiter und gesellschaftlicher Arbeiter - einige Bemerkungen über die „neue Klassenzusammensetzung“, <http://www.wildcat-www.de/zirkular/36/z36batta.htm>
- 18 Slavoi Zizek hat das in seiner Artikelsammlung „Die Revolution steht bevor. Dreizehn Versuche über Lenin“, Frankfurt a.M. 2002, sehr griffig herausgearbeitet: „Die bis auf Wagners Rheingold und Langs Metropolis zurückreichende Tradition, bei der der Arbeitsprozeß unter Tage, ... stattfindet, gipfelt heute in der 'Nicht-sichtbarkeit' von Millionen anonymer Arbeiter, die in den Fabriken der Dritten Welt, in chinesischen Gulags und an indonesischen oder brasilianischen Fließbändern schuften. Der Westen glaubt, es sich leisten zu können, etwas von der 'verschwindenden Arbeiterklasse' zu fasn, ..., S. 123 f.
- 19 Koch, Max: Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft. Theoretische Diskussion und empirische Analyse, 2. Aufl., Münster 1998, S. 37
- 20 Negri/Hardt's Versuch, die Kämpfe der Multitude streng immanent zu denken, führt (wie so oft) erneut in die Fallgrube der Dialektik: Die Multitude treibt mit ihren Kämpfen die Gesellschaft an, das Kapital legt sich als äußeres (soso!) Phänomen über diese Bewegung und trotz der von Negri/Hardt postulierten realen Subsumtion der Gesellschaft oder der lebenden Arbeit unter die tote genügt ein eigentlich nebensächlicher Akt der „Absprengung“ (wie war das noch mal mit dem berühmten dialektischen Gesetz vom „Umschlag der Quantität in Qualität“?) dieses Vampirs, um die Multitude entgültig zu befreien und den Kommunismus entgültig zu verwirklichen.
- 21 vgl. das erste Kapitel von Holloway, John: Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen, Münster 2002

Karl Reitter

Logisch oder historisch?

Einführende Bemerkungen zu einer Kontroverse zwischen Michael Heinrich, Hans Georg Backhaus und Wolfgang Fritz Haug

Absicht dieses Artikel ist es, die erneut aufgeflamnte Debatte um den Gegensatz von „logischer“ beziehungsweise „historischer“ Interpretation des Marxschen Werkes, insbesondere des „Kapitals“ und der dazugehörigen Schriften, in groben Zügen allgemein verständlich darzustellen, aber auch auf mögliche politische Konsequenzen der verschiedenen Positionen hinzuweisen. Anlaß dazu sind mehrere Artikel von Heinrich, Backhaus und Haug, die in der letzten Nummer der Zeitschrift „Das Argument“ erschienen sind und von den HerausgeberInnen mit „Kritik der politischen Ökonomie: Methodenstreit“ übertitelt wurde.¹

Zwei Punkte möchte ich jedoch vorweg festhalten. Erstens: Sollte jemand, eventuell angeregt durch diesen Artikel, die Debatte im „Argument Nr. 251“ nachlesen, so muß der Eindruck entstehen, der Beitrag von Michael Heinrich sei unmittelbar als kritische Antwort auf die Thesen von Fritz Haug geschrieben worden, wobei letzterer in einem weiteren Artikel wiederum auf Heinrich antwortet. Das entspricht nicht ganz den Tatsachen. Ursprünglich war Heinrichs Beitrag, wie der Titel ja besagt, allein zum Thema Geld und Kredit konzipiert, erst später wurde er, auf Ersuchen von W. F. Haug, um einen kritischen Passus zur Kontroverse historisches/logisches er-

weitert.² Wer sich also mit Heinrichs Text beschäftigt, sollte dies bei der Beurteilung berücksichtigen.

Zweitens: Da es mir hier vor allem darum geht, eine Kontroverse erst mal in Grundzügen darzustellen, werde ich auf die einzelnen Beiträge nicht unmittelbar eingehen. Allerdings will ich nicht verschweigen, daß mir die Artikel von Wolfgang Fritz Haug einiges Unbehagen bereitet haben. Einerseits stellt sich Haug scheinbar über die Kontroverse und erklärt unter anderem kurzerhand: „Sowenig wie eine logische gibt es eine historische Methode.“ (Haug 2003b; 436) Andererseits zitiert er stets zustimmend die unduldsamsten VertreterInnen der historischen Richtung wie Holzkamp und polemisiert passagenlang gegen Heinrich, Reichelt und Backhaus. Insbesondere der Ton, den er gegenüber Heinrich anschlägt, verwundert. Dessen Auffassungen, so Haug, verrate „einen Mangel an Selbstrelativierung“ (Haug 2003b; 424) und auf den Schulter von Riesen lasse es sich leicht weiterblicken, als es Marx möglich war. Haug: „Heinrichs Programmbegriff der ‚monetären Werttheorie‘, den er von Backhaus übernommen hat, weckt Zweifel, ob die Sektion, die er damit einführt, nicht am Ende nur eine Sekte bilden und ihren Anhängern einen hohen Preis in Gestalt der Praxisferne und sogar des partiellen Wirklichkeits-

verlusts abverlangen wird.“ (Haug 2003b; 424) Ist ein solcher Ton tatsächlich nötig?

Vielleicht erklärt ein Blick auf die Geschichte der Kontroverse zwischen dem historischen bzw. logischen Zugang zum Marxschen Werk ein wenig den Umstand, warum Haug gegenüber der historischen Rezeption wohlwollend und sachlich, gegenüber der logischen mitunter sehr polemisch argumentiert. Sehr vergrößernd läßt sich sagen, daß der Partei- und Staatsmarxismus in der Regel die historische Richtung vertrat (und vertritt), der durch die Kritische Theorie inspirierte unabhängige Marxismus eher die logische. Allerdings vertrat auch Ernest Mandel, Vordenker der trotzkistischen VI. Internationale, eine eher unreflektierte historische Lesart. Zudem haben sich seit dem Erscheinen des Buches „Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Marx“ im Jahre 1970 (2001 wurde es wieder aufgelegt) von Helmut Reichelt die Standpunkte aller Beteiligten naturgemäß verändert. Eine klar abgegrenzte „historische“ bzw. „logische“ Programmatik läßt sich also nicht wirklich feststellen, eher markieren diese Ausdrücke mehr oder minder kohärente Strömungen, deren gemeinsamer kleinster Nenner allerdings durchaus darstellbar ist.

Logisch oder historisch – eine erste Gegenüberstellung

Kaum eine Darstellung der historischen Interpretation verzichtet darauf, jene berühmte Belegstelle von Engels zu zitieren, in der – scheinbar – die Methode des „Kapital“ unmißverständlich geklärt wird: *„Die logische Behandlungsweise war also allein am Platz. Diese aber ist in der Tat nichts anderes als die historische, nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten. Womit die Geschichte anfängt, damit muß auch der Gedankengang ebenfalls anfangen, und sein weiterer Fortgang wird nichts sein als das Spiegelbild des historischen Verlaufs;“* (MEW 13; 475) Wenn diese Aussage buchstäblich als Leitfaden einer Kapital-Lektüre benützt wird, so muß daraus folgen, daß jede Stufe der begrifflichen Entwicklung im Kapital einer typischen Stufe der geschichtlichen Entwicklung entspricht. Wenn Marx das „Kapital“ mit der Analyse der Ware beginnt, so muß es sich nach der historischen Lesart um jenes Stück Fell handeln, das der Jäger gegen den Fisch des Fischers eintauscht. Fell und Fisch wären sozusagen die ersten Waren gewesen, die noch ohne Vermittlung des Geldes getauscht worden wären. Weiters: Die Zirkulationsform W - G - W wird ebenfalls nicht als logische Darstellungsstufe verstanden, sondern unter dem Begriff „einfache Warenproduktion“ einer ganzen Epoche der Menschheitsgeschichte zugeordnet. Im ebenfalls oftmals zitierten Nachwort Engels zum

dritten Band behauptet der Autor tatsächlich das Vorherrschen der „einfachen Warenproduktion“ über mehrere Jahrtausende: *„Der Warentausch aber datiert von einer Zeit, die vor aller geschriebenen Geschichte liegt, die in Ägypten auf mindestens dritthalbtausend, vielleicht fünftausend, in Babylon auf viertausend, vielleicht sechstausend Jahre vor unserer Zeitrechnung zurückführt; das Wertgesetz hat also geherrscht während einer Periode von fünf bis sieben Jahrtausenden.“* (MEW 25; 909) In der Debatte um den Gegensatz von logischer oder historischer Marxinterpretation wurden natürlich diese und andere Passagen von Engels immer wieder zitiert und kommentiert. Allerdings hat unter anderem Hans Georg Backhaus darauf hingewiesen, daß selbst bei Engels die Zitatenlage nicht so eindeutig und wasserdicht ist, wie die VertreterInnen der historischen Sichtweise oftmals suggerieren. *„Fixiert auf den historizistischen Engels – gelobt von jenen, die das ‚Historische‘ akzentuieren, getadelt von den anderen, die vielmehr das ‚Logische‘ hervorkehren – übersehen beide Orthodoxien gewisse Passagen wohlbekannter Texte, die unzweideutig belegen, daß Engels mehr als zehn Jahre lang die ‚einfache Zirkulation‘ dezidiert im ‚logischen‘ Sinn verstanden hat.“* (Backhaus 1997; 238) So schreibt Engels etwa im „Anti-Dühring“, einer Schrift, die sich ja nicht unbedingt allgemeiner Wertschätzung erfreut, klipp und klar über dem Marxschen Wertbegriff: *„Es handelt sich hier also keineswegs um den ‚absoluten Wert‘, wo dieser auch immer sein Wesen treiben möge, sondern um den Wert, der in einer bestimmten Gesellschaftsform Geltung hat.“* (MEW 20; 183) Trotzdem – Engels galt und gilt als Protagonist des Historischen und das Historische als die Marxsche Methode, genuin auf den Begriff gebracht.

Um welche Art von Historie handelt es sich denn bei jenem Historischen, das die logische Darstellung im „Kapital“ vorgeblich logisch nachvollzieht? Es handelt sich jedenfalls sicher nicht um die tatsächliche Geschichte, so wie sie wirklich verlaufen ist. Das spricht auch Engels in seiner bereits zitierten Besprechung der Schrift „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“ klar aus: *„Die Geschichte geht oft sprunghaft und im Zickzack und müßte herbei überall verfolgt werden, wodurch nicht nur viel Material von geringerer Wichtigkeit aufgenommen, sondern auch der Gedankengang oft unterbrochen werden müßte;“* (MEW 20; 475) Anders gesagt, nicht die tatsächliche Geschichte, sondern eine bereits interpretierte, auf den Begriff gebrachte, entkleidet von störenden Zufälligkeiten und bereinigte Geschichte, soll die Folie des Historischen darstellen. Aber wer kann, und wie ist zu entscheiden, was als „störende Zufälligkeit“ im Gang der Geschichte zu bezeichnen ist, was als ihre „eigentliche“ Entwicklung? Gibt uns das „Kapital“ Auskunft über

den Charakter der Ökonomie Chinas um die Zeitenwende, Hollands im 17. Jahrhunderts oder Norditaliens im 12. Jahrhundert? Muß nicht die Rede vom Historischen bereits eine vollbrachte Interpretationsleistung der Geschichte voraussetzen, die die logische Abfolge der Begriffe darstellend nur wiederholt? An diesem Punkt wird vielleicht der Zusammenhang zwischen der historischen Sichtweise und den Bedürfnissen des mehrheitlich untergegangenem Staats- und Parteimarxismus deutlich. Dieser Marxismus mußte ein großes Bedürfnis an gültigen Interpretationen entwickeln, genauer, Interpretationen und Sichtweisen durften nicht als solche gar nicht kenntlich werden. Daher auch die geradezu fetischisierte Liebe zu Ausdrücken wie „wissenschaftlich“, „objektiv“, „objektive Erkenntnis“, „Gesetze“ usw. Immerhin ging es darum, das jeweilige Regime als „real existierenden Sozialismus“, die jeweilige Partei als die „Avantgarde der Arbeiterklasse“ objektiv gültig auszuweisen. Die scheinbar problemlose Verknüpfung von begriffener Geschichte durch die logische Abfolge der Kategorien und umgekehrt, die logische Abfolge der Kategorien als korrekte Geschichtsdarstellung mußte einem Denken entgegenkommen, das an einer maximalen



Reichweite seiner Aussagen ein massives, sagen wir ruhig, materielles Interesse hatte.

Die Rückprojektion von Darstellungsstufen im „Kapital“ in die Tiefe der Geschichte bürdet uns nicht nur einen unhaltbaren Geschichtsschematismus auf, sondern ist auch schlicht und einfach sachlich unrichtig. Alle Ergebnisse der Ethnologie und der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zeigen, daß es den Tausch der Urjäger und Urfischer niemals in jener Form gegeben hat, wie er aus den ersten Abschnitten des „Kapitals“ zu buchstabieren wäre. Soziale Beziehungen dominierten und bestimmten ökonomische Praktiken, nicht umgekehrt. Karl Polanyi hat in zahlreichen historisch-ethnologischen Studien zu zeigen versucht, daß das sogenannte Ökonomische in vorkapitalistischen Gesellschaften keineswegs eine simple und vereinfachte Ausgabe der kapitalistischen Ökonomie darstelle. Diese Auffassung kritisiert er zu Recht am bürgerlichen Liberalismus, der in der kapitalistischen Wirtschaft nur eine komplexere und differenziertere Version früherer Formen des Wirtschaftens erkennen will. Die liberale Wirtschaftsauffassung muß uns eine fiktive Geschichte von Kontinuitäten erzählen, von Märkten, die sich zum Marktsystem ausdehnten, von ökonomischen Kalkülen, die linear von einer Form in die nächste, höher entwickelte, hinübergleiten. Für Polanyi ist eine solche Auffassung barer Unsinn: *„Die Transformation der vorangegangenen Wirtschaftsformen in das neue System ist so total, daß sie eher der Verwandlung der Raupe in einen Schmetterling gleicht, als jegliche andere Veränderung, die sich in stetem Wachstum und Entwicklung äußert.“* (Polanyi 1978; 70) In den gesellschaftlich bestimmten Distributionsformen früherer Kulturen findet sich mitnichten die New Yorker Börse, weder latent, noch tendenziell, noch in Keimform, noch sonst wie wesenhaft angelegt.

Ein gutes Beispiel, wie unpräzise die historische Interpretation verfährt, ja verfahren muß, bietet das Thema des Handelskapitals und des Handelsprofits. Das Handelskapital zählt ohne Zweifel zu den frühesten Formen von Kapital. Im Gang der Darstellung tritt es aber erst im II. Band auf. Würde die Behauptung stimmen, im „Kapital“ folge der Gang der Begriffe dem Gang der Historie, so müßte es wohl vor dem industriellen Kapital thematisiert werden. Aber nicht nur das. Die Quelle des Profits des vorkapitalistischen Handelskapitals und jenes Handelskapitals, das Marx in seinem Hauptwerk im II. Band darstellt, ist eine völlig andere. Im „Kapital“ analysiert Marx, wie der Profit des Handelskapitals durch verschiedene Mechanismen, vor allem den Ausgleich der Profitrate auf das Handelskapital übertragen wird. Obwohl der Mehrwert durch das produzierende Kapital angeeignet wird,

muß dieses einen Teil über den Ausgleich der Profitrate weitergeben. *„Der Kapitalist, der den Mehrwert produziert, d.h. unbezahlte Arbeit unmittelbar aus den Arbeitern auspumpt und in Waren fixiert, ist zwar der erste Aneigner, aber keineswegs der letzte Eigentümer dieses Mehrwerts. (...) Der Mehrwert spaltet sich in verschiedene Teile. Seine Bruchstücke fallen verschiedenen Kategorien von Personen zu und erhalten verschiedene, gegeneinander selbstständige Formen, wie Profit, Zins, Handelsgewinn, Grundrente usw.“* (MEW 23; 589) Der Profit des Handelskapitals entspringt also einem komplexen Transfermechanismus, der entwickelte kapitalistische Produktionsweise voraussetzt. Mit diesem Transfermechanismus etwa die Profite der Amsterdamer Kaufleute zu Hollands Blütezeit im 17. Jahrhundert oder jene der arabischen Händler, die zwischen dem 8. und 11. Jahrhundert über die Südküste Indiens letztlich nach China segelten, erklären zu wollen, ist einigermaßen absurd. Tatsächlich erklärt sich der Profit des historischen, vorkapitalistischen Handelskapitals recht trivial aus der Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis. Was im entwickelten Kapitalismus Schein sein muß, nämlich daß der Profit des Handelskapitals aus der Zirkulationssphäre entspringt, ist für das historische Handelskapital Realität. Diese Auffassung entspringt nun keineswegs nur meiner Vorstellung, sondern ist buchstäblich bei Marx zu lesen, der über den Profit des Handelskapitals folgendes festhält: *„Sein Gewinn [...] scheint so rein aus der Zirkulation zu stammen und daher nur aus den Verlusten der mit ihm Handelnden zusammengesetzt. In der Tat kann Kaufmannsvermögen rein in dieser Weise entstehen, und die Bereicherung der Handelsvölker, die zwischen industriell weniger entwickelten Nationen Zwischenhandel treiben, entstand größtenteils in dieser Weise.“* (MEW 43; 26) Und im 3. Band des „Kapital“ formuliert Marx einen ähnlichen Gedanken: *„Solange das Handelskapital den Produktaustausch unterentwickelter Gemeinwesen vermittelt, erscheint der kommerzielle Profit nicht nur als Übervorteilung und Prellerei, sondern entspringt größtenteils aus ihr.“* (MEW 25; 343) Anders gesagt: Nur zum Schein gleicht sich etwa das Handelskapital der Amsterdamer Kaufleute zu Spinozas Zeiten mit jenem der gegenwärtigen Konzerne. Tatsächlich ist die Quelle ihres Profits und ihre gesellschaftliche Funktion so verschieden wie Raupe und Schmetterling.

Was kann dagegen logische Interpretation bedeuten? Zweifellos, und da gebe ich Haug recht, kann logisch synonym mit begrifflich verwendet werden. Unter logisch-begrifflicher Darstellung verstehe ich die Ordnung, in der die Begriffe voneinander abgeleitet werden. Diese Ordnung ist nicht willkürlich. Um etwa den Begriff des Kapitals

zu entwickeln, ist es notwendig, zuerst den Begriff der Ware und des Geldes zu entwickeln. Daher verwendet Marx, mit Ausnahme des ersten Satzes, in dem er von „kapitalistischer Produktionsweise“ spricht, den Ausdruck Kapitalismus erst wieder, nachdem er den Begriff Kapital entwickelt hat und verwendet inzwischen das Wort „Warenproduktion“ synonym mit Kapitalismus. Ein weiteres Beispiel ist die Marxsche These, daß der logische Zusammenhang Werts substanz - Wertgröße - Wertform nicht umkehrbar ist, also die Wertform nicht vor der Werts substanz analysiert werden kann. Ich möchte allerdings betonen, daß mit der Methode der konzisen Entwicklung der Begriffe einmal nur ein Anspruch formuliert wird, ob Marx dies an allen Übergängen auch gelingt, ist eine andere Frage.

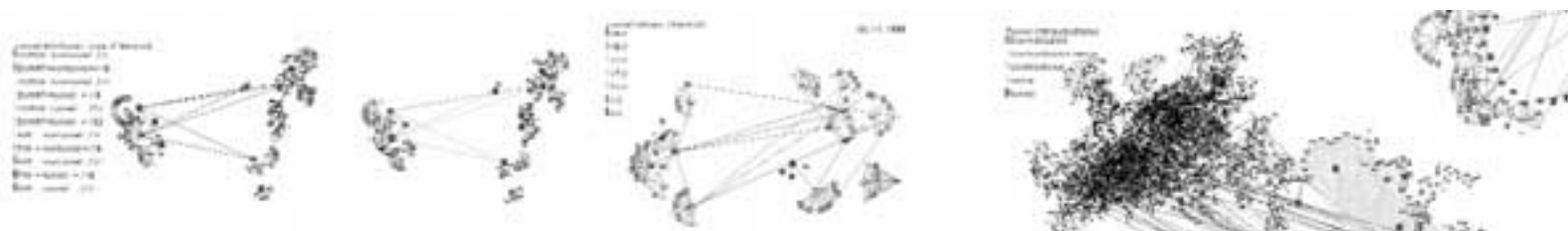
Logisch-begrifflich bedeutet auch eine massive Reduktion des Geltungsanspruches. Marx analysiert das gesellschaftliche Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Eine Reduktion, die jedoch die Bedeutung des Marxschen Werkes keineswegs herabsetzt, sondern umgekehrt, diese erst klar sichtbar macht. Nicht zufällig versuchen die schärfsten Kritiker des Marxismus, Marx als allumfassenden Weltanschauungstheoretiker darzustellen, der angeblich zu jeder Frage des Seins und des Lebens, der Geschichte und der Zukunft, der Wissenschaft und der Methodologie eine Antwort parat hätte, um dann genüßlich die vorgeblichen Lücken und Defizite zu buchstabieren. Selbstverständlich hat der Kapitalismus eine Vorgeschichte, diese ist jedoch - abgesehen vom Kapitel über die ursprüngliche Akkumulation - nicht Thema des „Kapitals“. *„Die Darstellung des historischen Prozesses der Herausbildung dieses Ganzen liegt außerhalb der dialektischen Entwicklung der Kategorien.“* (Heinrich 1999; 177) Das „Kapital“ stellt keine von störenden Zufälligkeiten bereinigte Geschichte der ökonomischen Sozialbeziehungen dar, sondern analysiert die gesellschaftliche Beziehung innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise. Dort, wo Marx tatsächlich geschichtliche Prozesse untersucht, nämlich im Kapitel über die „ursprüngliche Akkumulation“, kennzeichnet er diese historische Passage auch als solche.

Ebenso bleiben andere Verhältnisse, vor allem das Geschlechterverhältnis, usw. außerhalb der Analyse. Wenn das Thema also die gesellschaftliche Beziehung zwischen Lohnarbeit und Kapital darstellt, so müßte es sich eigentlich von selbst verstehen, daß jene Epochen, in denen dieses Verhältnis noch nicht ausgebildet war, außerhalb des Themenkreises des „Kapitals“ liegen müssen. Umgekehrt: Muß die historische Interpretation die grundlegenden Kategorien (Ware, Wert, Kapital usw.) nicht mißdeuten? Dies ist auch der Fall.

Bekanntlich beginnt Marx die Analyse des gesellschaftlichen Verhältnisses von Lohnarbeit und Kapital mit der Ware. *„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warenansammlung‘, die einzelne Ware als ihre Elementarform.“* (MEW 23; 49) Um welche Ware handelt es sich, die an den Beginn des „Kapitals“ gesetzt wird? ? Handelt es sich um das berühmt-berüchtigte Fellstück des Urjägers, um jenen Sack Gewürze der europäischen Fernhändler, um Klumpen von Bernstein oder um baltisches Getreide in den Lagern der Amsterdamer Kaufleute? Wenn das Kapital tatsächlich historisch aufgebaut ist, dann müsste diese Ware, von der anfänglich im „Kapital“ die Rede ist, identisch sein mit jenen frühesten Tauschobjekten, die noch ohne Vermittlung des Geldes zirkulierten. Aber dieser Ware spricht Marx sofort, noch vor Entwicklung von Geld, Lohnarbeit und Kapital, jenen Doppelcharakter zu, der sich als Gegensatz von Gebrauchswert und (Tausch)wert erweist. Auch die ProtagonistInnen des Historischen plädieren dafür, in diesem Doppelcharakter keine natürliche, sondern eine gesellschaftlich erzeugte Eigenschaft zu sehen. Allerdings müssen die gesellschaftlichen Verhältnisse in der historischen Interpretation ganz allgemein aufgefaßt, die Lohnarbeit als unabdingbare Voraussetzung für Wert und Kapital relativiert werden. Unabhängig von den tatsächlichen konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen werden die Grundbegriffe (Ware, Doppelcharakter, Gebrauchswert, Tauschwert usw.) zu a-historischen Universalien, die praktisch überall dort Geltung besitzen sollen, wo Menschen in Tauschverkehr treten. Wie kann, so stellt sich sofort die Frage, das „Kapital“ als Analyse der kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse gelesen werden, wenn doch Ware und Wert seit *einer Periode von fünf bis sieben Jahrtausenden* gesellschaftliche Geltung besitzen? Die ehrliche Antwort im Sinne der historischen Lesart müsste lauten: in den ersten Abschnitten des „Kapitals“ sei auch nur tendenziell von einer entwickelten kapitalistischen Gesellschaft die Rede. Mit der Entwicklung der Begriffe, etwa dem Umschlagen des Zyklus $W - G - W$ zu $G - W - G'$, den Kategorien des absoluten und relativen Mehrwerts dringe die Analyse immer tiefer in die kapitalistischen Verhältnisse ein. Was im „Kapital“

Ich meine, daß diese historische Lesart sehr willkürlich, ja gewaltsam den Charakter jener Ware mißdeuten muß, den Marx an den Beginn seiner Analyse setzt. Kurz gesagt, es handelt sich dabei keineswegs um irgend ein getauschtes Arbeitsprodukt sondern bereits um Kapital, das in seiner Elementarform, eben als Ware, auftritt. Im sogenannten „Sechsten Kapitel“ - einer zur Lebzeiten von Marx unveröffentlichten Vorarbeit³ zum Kapital - heißt es: *„Andrerseits ist der entwickelte Waarentausch und die Form der Waare als allgemein notwendige gesellschaftliche Form des Products selbst erst das Resultat der kapitalistischen Produktionsweise.“* (MEGA II.4.1; 24) Die Ware, die Marx also untersucht, ist bereits Produkt, es ist seine „Elementarform“. Die Ware des „Kapital“ ist nicht bloß ein Anfang, sie ist ebenso das Endprodukt der kapitalistischen Produktionsweise. Mit der selben Berechtigung, mit der gesagt werden kann, Marx entwickelt seine Analyse im Sinne fortschreitenden Entfaltens, kann auch gesagt werden, die Darstellung im „Kapital“ läuft im Krebsgang zurück. In der Ware sind die gesellschaftlichen Klassenbeziehungen bereits enthalten. Marx geht also von einem bereits fertigen Resultat aus, nämlich von der Ware als Elementarform der kapitalistischen Produktionsweise, von einer Ware, die sich als allgemeine Form von Dingen und vor allem der Arbeitskraft als Ware bereits historisch durchgesetzt hat. *„Nur sobald die arbeitende Masse der Bevölkerung aufgehört hat, als Warenproduzenten auf den Markt zu treten, statt des Produkts der Arbeit vielmehr die Arbeit selbst rather ihr Arbeitsvermögen verkauft, wird die Produktion ihrem ganzen Umfang, ihrer ganzen Breite und Tiefe nach Warenproduktion, verwandelt sich alles Produkt in Ware und treten die gegenständlichen Bedingungen jeder einzelnen Produktionssphäre selbst als Waren in sie ein.“* (MEW 43; 308) Die Analyse geht vom Endprodukt aus und fragt nach den gesellschaftlichen Bedingungen, die so etwas Seltsames⁴ wie Warenproduktion überhaupt ermöglicht. Es ist also durchaus sinnvoll, die Kapitalanalyse als Kreisbewegung zu verstehen, ihr Ausgangspunkt, die Ware, ist kein erster unvermittelter Anfang, sondern selbst Produkt.

Aus der logischen Perspektive ist auch die Rede-weise zu relativieren, im „Kapital“ würde die



Analyse vom Abstrakten zum Konkreten aufsteigen. Marx selbst bezeichnet im Manuskript von 1857/58, genannt „Grundrisse“, das Aufsteigen von abstrakten, allgemeinen Beziehungen „wie *Teilung der Arbeit, Geld, Wert*“ etc. zu konkreten Momenten wie Staat, Austausch der Nationen, Weltmarkt als „*offenbar die wissenschaftliche Methode*“. (Grundrisse; 21) Marx setzt allerdings sogleich hinzu, daß auch die abstrakten, „*einfachen Kategorien*“ wiederum keine zeitlose Geltung haben und demonstriert dies am Beispiel des Gegensatzes von Eigentum und Besitz und am Begriff der abstrakten, wertbildenden Arbeit. Diese einfachen, abstrakten und elementaren Kategorien, wie eben Arbeit, Ware usw. sind zwar einerseits Ausgangspunkt der Kapitalanalyse in ihrem Gang vom Abstrakten zum Konkreten, sie müssen aber zugleich das Resultat, als Ergebnis eben dieser Verhältnisse begriffen werden: „*Dies Beispiel der Arbeit zeigt schlagend, wie selbst die abstraktesten Kategorien, trotz ihrer Gültigkeit - eben wegen ihrer Abstraktion - für alle Epochen, doch in der Bestimmtheit dieser Abstraktion selbst ebensosehr das Produkt historischer Verhältnisse sind und ihre Vollgültigkeit nur für und innerhalb dieser Verhältnisse besitzen.*“ (Grundrisse; 25) Wenn klar ist, daß jene abstrakten Elemente, mit denen Marx die Kapitalanalyse beginnt, keine überhistorischen Gegebenheiten darstellen, „*sondern in ihrer Vollgültigkeit*“ selbst Produkt und Resultat der kapitalistischen Produktionsweise ist, dann ist gegen die These vom „Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten“ nichts einzuwenden, obwohl ich meine, daß diese Kennzeichnung für das Verständnis der Marx-schen Aussagen wenig beiträgt, sondern eher Verwirrung stiften kann.

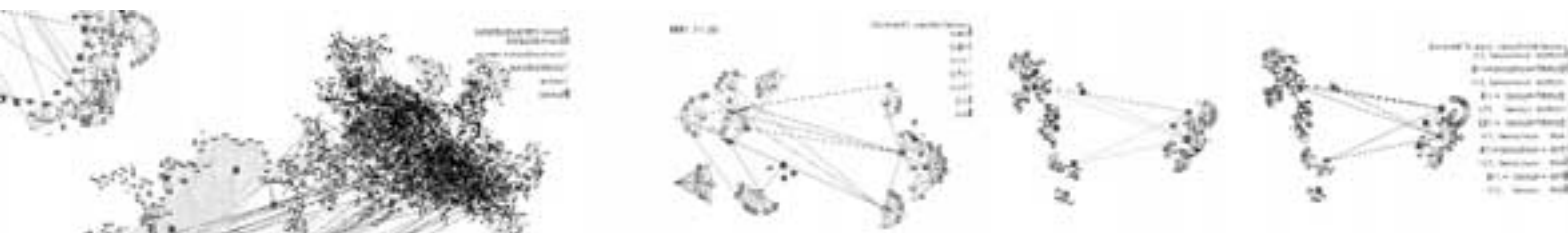
Die „logische“ Auffassung des „Kapital“ trennt also klar zwischen zwei unterschiedlichen Themen. Die Analyse der gesellschaftlichen Beziehung zwischen lebendiger Arbeit und toter Arbeit ist ein Thema, die Vorgeschichte des Kapitalismus und ihr Verhältnis zu den kapitalistischen Formen ein anderes. Im Einleitungsabschnitt zu den Grundrissen diskutiert Marx ausführlich die Frage des Verhältnisses zwischen diesen beiden Themenkomplexen und resümiert: „*Wenn daher wahr ist, daß die Kategorien der bürgerlichen Ökonomie eine Wahrheit für alle andren Gesellschaftsformen besitzen, so ist das nur cum grano salis zu nehmen. Sie können dieselben entwickelt, verkümmert, karikiert etc. enthalten, immer im wesentlichen Unterschied.*“ (Grundrisse

26) Und wenige Zeilen später findet sich jenes berühmte Zitat mit dem seltenen Wort „untubar“, das wir uns deshalb so leicht merken und sozusagen den methodischen Schlachtruf der logischen Interpretation darstellt: „*Es wäre untubar und falsch, die ökonomischen Kategorien in der Folge aufeinanderfolgen zu lassen, in der sie historisch die bestimmenden waren. Vielmehr ist ihre Reihenfolge bestimmt durch die Beziehung, die sie in der modernen bürgerlichen Gesellschaft aufeinander haben, und die genau das umgekehrte von dem ist, was als ihre naturgemäße erscheint oder der Reihe der historischen Entwicklung entspricht.*“ (Grundrisse 28, MEW 42; 41)

Verkürzung des Wertbegriffs durch die historische Interpretation

a) die Substanz des Wertes

Der Begriff des Werts zerfällt in drei Dimensionen. „*Wir kennen jetzt die Substanz des Werths. Es ist die Arbeit. Wir kennen sein Größenmaß. Es ist die Arbeitszeit. Seine Form, die den Werth eben zum Tausch-Werth stempelt, bleibt zu analysiren.*“⁵ In diesem, aus der Erstauflage des Kapitals stammenden Zitat unterscheidet Marx ganz klar diese drei Dimensionen des Wertbegriffs. Beginnen wir mit der ersten Dimension, der Substanz. Es ist die abstrakte Arbeit, die in gegenständlicher Form, als „Gallerte menschlicher Arbeit“, in „geronnenem Zustand“, als „Kristall“ usw. die Substanz des Warenwertes bildet. Ich habe in den Grundrissen Nr. 1 einen längeren Artikel zur Frage der abstrakten Arbeit veröffentlicht (leicht zu finden unter www.grundrisse.net) in dem ich genau zeigen wollte, daß der Begriff der abstrakten Arbeit nur unter logischer Perspektive Sinn macht. Da die Argumentation detailliert vorliegt, begnüge ich mich hier mit einer knappen Zusammenfassung: Für die historische, eigentlich müßte man im Falle der abstrakten Arbeit sagen, die a-historische Lesart, spricht die Gleichsetzung der abstrakten, wertbildenden Arbeit mit der sogenannten physiologischen Definition, also die Verausgabung von Muskel, Nerv und Hirn, die Marx durchaus vornimmt.⁶ Wird die wertbildende, abstrakte Arbeit mit jener physiologischen identifiziert, so verschwinden alle gesellschaftlichen Bezüge und Verhältnisse aus der Definition der substanzbildenden Arbeit, da wohl in jeder denkbaren Gesellschaft Menschen bei ihrer Arbeitstätigkeit Muskel, Nerv und Hirn verausgaben. Die



Eigenschaft, Wert (nicht Gebrauchswert !) zu bilden, käme also jeder Arbeit unabhängig von gesellschaftlichen Verhältnissen zu. Selbst eine oberflächliche Lektüre des „Kapital“ zeigt an, daß diese Lösung nicht zutreffen kann. Wird die Frage gestellt, was abstraktifiziert die Arbeit eigentlich, so kann die Antwort nur im Hinweis auf soziale Verhältnisse bestehen, die diese Abstraktifizierung mit Notwendigkeit bewirken. Die bloß gedankliche Abstraktion des Theoretikers, der sozusagen aus verschiedenen Arbeitsformen (Schneiderarbeit, Weberarbeit usw.) auf Arbeit als solche im Kopf abstrahiert, so wie es möglich ist, von Tannen und Fichten auf Bäume zu abstrahieren, scheidet ebenfalls aus. Nun, das abstrahierende gesellschaftliche Verhältnis wird exakt im Fetisch-Kapitel genannt: Wenn die scheinbar unabhängigen WarenbesitzerInnen ihre Arbeitsprodukte als Werte aufeinander beziehen, setzen sie unbewußt ihre verschiedenen konkreten Arbeiten gleich. Marx: *„Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiedenen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es.“* (MEW 23; 88) Nur zur Erläuterung: Marx verwendet für die wertbildende Arbeit mehrere Ausdrücke synonym, oft spricht er von Arbeit als solcher, von Arbeit an sich, hier eben von menschlicher Arbeit, zumeist aber von abstrakter Arbeit. Mit diesem Ansatz wird der Begriff der abstrakten Arbeit unmittelbar aus den gesellschaftlichen Verhältnissen der kapitalistischen Produktionsweise abgeleitet, während die historische Lesart die abstrakte Arbeit zu einer universalen Eigenschaft von Arbeit überhaupt mißdeuten muß.⁷ Konsequenterweise gedacht würde unser Urfischer bereits abstrakte Arbeit verausgaben und sein Korb mit Fischen würde bereits abstrakten Wert repräsentieren, allerdings noch in „latenter“ Form, der erst mehrere Jahrtausende später als Kapital manifest würde...

b) das Maß des Wertes

Wie stellt sich nun das Maß des Wertes, *„die im Durchschnitt notwendige oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit“* (MEW 23; 53) aus den beiden widerstreitenden Perspektiven dar? Die logische Auffassung knüpft die tatsächliche Durchschnittsbildung an entwickelte und gesellschaftlich hegemoniale kapitalistische Verhältnisse. Solange Warenhandel ein verstreutes Phänomen bleibt, Fern- und Lokalhandel nicht über diverse Mechanismen verbunden ist, sondern im Grunde beziehungslos nebeneinander praktiziert wird (diese Beschreibung findet sich in zahlreichen wirtschaftsgeschichtlichen Studien), solange kann von einer regelnden Durchschnittsbildung kaum sinnvoll die Rede sein. Die Steuerung - bewußt oder unbewußt - der wirt-

schaftlichen Tätigkeit durch das Maß des Wertes wird auch von Marx als Wertgesetz bezeichnet. Der Ausdruck „Wertgesetz“ hat jedoch einige Tücken, denn er isoliert einen Aspekt des Wertbegriffs, eben das Maß oder die Wertgröße, zum primären, ja einzig relevanten Faktor und verzerrt durch dieses pars pro toto den Begriff des Werts insgesamt. Engels erklärt im Nachwort zum 3. Band klipp und klar die Wertgröße zum regelnden Faktor jeder wirtschaftlichen Tätigkeit; ja noch mehr, die gesellschaftlich durchschnittlich notwendigen Arbeitszeit wäre als bewußte Steuerungsgröße ins wirtschaftliche Kalkül eingegangen. *„Da war nicht nur auf diese Produkte verwandte Arbeitszeit der einzige geeignete Maßstab für die qualitative Bestimmung der auszutauschenden Größen; da war überhaupt kein anderer möglich. Oder glaubt man, der Bauer und der Handwerker seien so dumm gewesen, das Produkt zehnstündiger Arbeit des einen für das einer einzigen Arbeitsstunde des anderen hinzugeben?“* (MEW 25; 907) Hier geht natürlich alles durcheinander. Während Engels im Anti-Dühring, wie zitiert, noch Zweifel äußert, ob und wie der Wertbegriff auf vorkapitalistische Gesellschaften anwendbar sei, werden nun alle diese Fragen zugunsten einer simplen *„Arbeitsmengentheorie (Arbeitsmenge bestimmt die Austauschverhältnisse)“* (Heinrich 2003; 398) aufgegeben, der Unterschied zwischen Mehrprodukt und Mehrwert bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Und tatsächlich deutet Engels das Wertgesetz strikt historisch. Es gelte nämlich *„für die ganze Periode der einfachen Warenproduktion, also bis zur Zeit, wo diese durch den Eintritt der kapitalistischen Produktionsform eine Modifikation erfährt.“* (MEW 25; 909) Im Kapitalismus nämlich, so Engels, würde das Wertgesetz zugunsten des Produktionspreises aufgehoben, der nun in modifizierter Form das Erbe des Wertgesetzes angetreten hätte.⁸

Bei Marx können wir das freilich ganz anders lesen. Explizit unterscheidet unser Autor zwischen Mehrwert und Mehrprodukt. Daß in beiden Fällen die Arbeitszeit eine Rolle spielt, darf nicht dazu führen, diese Begriffe nicht mehr zu unterscheiden: *„Die Fronarbeit ist ebensogut durch die Zeit gemessen wie die Waren produzierende Arbeit, aber jeder Leibeigene weiß, daß es ein bestimmtes Quantum seiner persönlichen Arbeitskraft ist, die er im Dienst seines Herrn verausgabt.“* (MEW 23; 91) schreibt Marx im ersten Band des „Kapital“ und bekräftigt dadurch die Zeitdauer als wesentliches Moment der Arbeit. Allerdings bleibt Marx bei einer bloßen Analogie nicht stehen, sondern betont den spezifischen Unterschied zwischen einer vorkapitalistischen und der kapitalistischen Ökonomie. Die Frage Mehrwert oder Mehrprodukt wird unmittelbar mit der Existenz der Klassen verklammert. In der Feudalität existiert die doppelt freie Lohn-

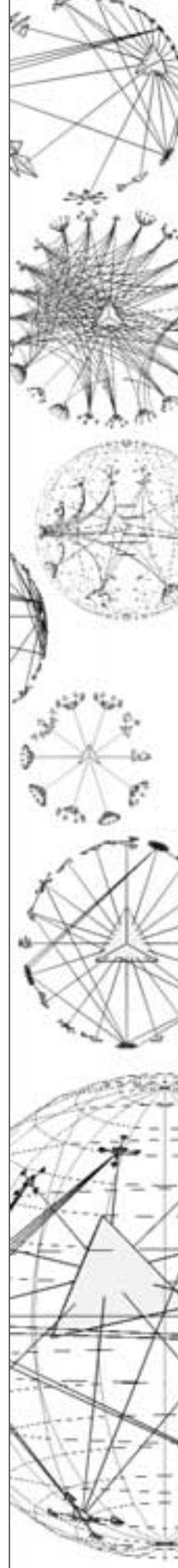
arbeiterIn nicht: „*Statt des unabhängigen Mannes finden wir hier jedermann abhängig - Leibeigene und Grundherrn, Vasallen und Lehnsgelber, Laien und Pfaffen. Persönliche Abhängigkeit charakterisiert ebenso sehr die gesellschaftlichen Verhältnisse der materiellen Produktion als die auf ihr aufgebauten Lebenssphären.*“ Und nun kommt Marx zur entscheidenden Schlußfolgerung: Weil die freie Lohnarbeit nicht existiert, macht der Begriff des Wertes und des Mehrwertes keinen Sinn. „*Aber eben weil persönliche Abhängigkeitsverhältnisse die gegebene gesellschaftliche Grundlage bilden, brauchen Arbeiten und Produkte nicht eine von ihrer Realität verschiedene phantastische Gestalt anzunehmen.*“ Diese „phantastische Gestalt“ ist - wie aus dem Kontext, wir lesen im Fetisch-Abschnitt, leicht ersichtlich ist - nichts anderes als der Wert, der als scheinbare (!) Dingeigenschaft an den Arbeitsprodukten klebt. Die „persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse“ verhindern das Entstehen der freien Lohnarbeit und damit der endgültigen Verwandlung des Arbeitsproduktes in Ware. Daher setzt Marx fort: „*Sie gehen als Naturaldienste und Naturalleistungen in das gesellschaftliche Getriebe ein.*“ (MEW 23; 91) Ich meine, daß diese Passage an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Wird das Wertgesetz im Sinne des Nachworts von Engels zum dritten Band verstanden, kann die kritische Pointe des Wertbegriffs nicht mehr ausgedrückt werden. Unter der Hand verwandelt sich die scheinbare Dingeigenschaft des Arbeitsproduktes, Träger von Wert zu sein, hinter der das gesellschaftliche Verhältnis der entfremdeten Lohnarbeit (ein Pleonasmus, Lohnarbeit ist immer entfremdete Arbeit) zu erkennen ist, in eine tatsächliche positive Werteigenschaft. Die Konsequenz, den Klassenkampf auf ein Gerangel um den Mehrwert zu depotenzieren, folgt leicht aus dem Gerede vom Wertgesetz. Wenn John Holloway schreibt: „*Das ‚Kapital‘ ist eine Untersuchung der Selbst-Negation des Tuns. Von der Ware bewegt sich Marx weiter zu Wert, Geld, Kapital, Profit, Pacht, Zins - zu immer dunkleren Formen, die das Tun verbergen, zu immer entwickelteren Formen der Unterdrückung der kreativen Macht.*“ (Holloway 2002; 63) so kann eine reine Arbeitsmengentheorie diese fetischistische Verstellung gar nicht mehr formulieren. Tatsächlich kann die Reihe: abstrakte

Arbeit als universale Eigenschaft jeder Arbeit - Wertgesetz als Arbeitsmengentheorie - Aneignung des Mehrwerts durch das Kapital - den Klassenbegriff und den Klassengegensatz bloß verteilungstheoretisch fassen. Wenn nun etwa John Roemer⁹ den Marxschen Ausbeutungsbegriff als Sonderfall einer allgemeinen Ausbeutungstheorie darstellt, und diese auf ein bloßes Input - Output Verhältnis reduziert¹⁰, so zieht dieser in der Sprache des US-amerikanischen Wissenschaftsestablishments nur weitere Konsequenzen aus der Arbeitsmengentheorie des Wertes.

c) die Form des Wertes

Es war Hans Georg Backhaus, der den Begriff der „prämonetären Werttheorie“ für jene verkürzte Sichtweise der Wertform geprägt hat, die durch die historische Sichtweise nahegelegt wird. „*In der Darstellung der marxistischen¹¹ Werttheorie erschöpft sich die Funktion des Werts darin, das Austauschverhältnis einer Ware gegen eine andere zu regulieren. „Es erscheint für die Darstellung des Wertbegriffs ganz gleichgültig zu sein, ob die Werte als Geldpreise ausgedrückt sind und der Austausch durch Geld vermittelt wird oder nicht.*“ (Backhaus 1997; 95) Wenn ich diese Kritik auf die drei Dimensionen des Wertes (Substanz, Maß und Form) beziehe, ergibt sich folgende weitere Verkürzung: Im Grunde wird der Wertbegriff als durch Substanz und Maß erschöpfend dargestellt betrachtet. Aus einer strikt historischen Lesart betrachtet, besitzt dies auch eine gewisse Logik. Wenn Felle gegen Fisch, Gewürze gegen Gold getauscht wurde, also Ware gegen Ware, dann muß unter der Annahme der Gültigkeit des Wertgesetzes alle Bestimmungen des Werts auch vorhanden gewesen sein. Tatsächlich wird das Geld in dieser Perspektive ausschließlich über seine Funktionen definiert. Die Definition des Geldes erfolgt also durch den Katalog seiner Funktionen, die da sind: Maß der Werte, Zirkulationsmittel, Wertzeichen, Mittel der Schatzbildung sowie Zahlungsmittel. Auch Ernest Mandel, der als trotzkistischer Theoretiker sich Zeit seines Lebens in kritischer Distanz zum Staats- und Parteimarxismus befand, vertritt in seinem Buch „Marxistische Wirtschaftstheorie“ geradezu eine Bilderbuchversion der historischen Lesart. Daß das Wertgesetz seit Anbeginn der Zivilisation



die Tauschvorgänge regelte, wird von ihm ebenso selbstverständlich angenommen, wie die Gültigkeit der „einfachen Warenproduktion“. Den Begriff des „allgemeinen Äquivalents“ erläutert Mandel an Tauschrelationen in Ägypten *„Anfang des zweiten Jahrtausends v. Chr.“* (Mandel 1970; 76) Geld tritt nur über seine Funktionen in den Blick: *„Die Notwendigkeit eines solchen Äquivalents (d.h. des Geldes K.R.) liegt auf der Hand.“*, liest man in seinem Text. Und Mandel setzt fort: *„Sir Samuel Baker erzählt, wie er auf dem Markt von Nyoroi in Uganda die Marktleute hat rufen hören: Milch für Salz zu verkaufen! Salz gegen Speerspitzen! Billigen Kaffee für rote Perlen! (...) Das allgemeine Äquivalent jedoch ist eine Ware, für die jede andere Ware erworben werden kann. Nehmen wir an, Salz sei das allgemeine Äquivalent. Sofort könnten die drei Geschäfte ohne Schwierigkeiten zustande kommen.“* (Mandel 1970; 75f) Der Wert ist also „immer schon“ vorhanden, das Geld fungiert als praktisches Zirkulationsmittel, oder wie Marx spöttisch schreibt: *„In anderen Worten, unter dem Vorwand, den einfachen Tauschhandel zu betrachten, veranschaulichen sich die Ökonomen gewisse Seiten des Widerspruchs, den das Dasein der Ware als unmittelbare Einheit von Gebrauchswert und Tauschwert einhüllt. Andererseits halten sie dann konsequent am Tauschhandel als adäquater Form des Austauschprozesses der Waren fest, der nur mit gewissen technischen Unbequemlichkeiten verknüpft sei, wofür Geld ein pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel.“* (MEW 13; 36)

Das entscheidende methodische Vorgehen, das der historischen Darstellung zur Last zu legen ist, ist die stillschweigende Beseitigung des Doppelcharakters der Ware. Wie Marx in der soeben zitierten Stelle ja ausführt, erkennen die prämonetären Werttheoretiker zwar das Problem, daß die Ware für den Verkäufer als Tauschwert, für den Käufer als Gebrauchswert relevant ist. Geld tritt da quasi als probates Mittel auf, die Zirkulation zu beschleunigen. Der Verkäufer A muß nicht so lange suchen, bis er am Gebrauchswert des Verkäufers B und umgekehrt interessiert ist, sondern das Geld ermöglicht die Zerlegung des Tauschaktes in zwei getrennte Kaufakte. Was der prämonetären Werttheorie jedoch nur als Zirkulationsproblem erscheint, ist tatsächlich ein Problem der Form des Wertes selbst. Anders gesagt, die Ware kann an sich

selbst, isoliert, darstellen was sie ist, das heißt: sie kann ihre Werteigenschaft nur in Bezug auf eine andere Ware darstellen, an einem bestimmten Quantum an Gebrauchswert einer anderen Warenart. Die Wertformanalyse leitet Marx mit der Tauschrelation zweier Waren ein - *„x Ware A = y Ware B“* (MEW 23; 63) - und untersucht die Nichtidentität der beiden Seiten der Gleichung. *„Es spielen hier zwei verschiedenartige Waren A und B, in unsrem Beispiel Leinwand und Rock, offenbar verschiedene Rollen. Die Leinwand (Ware A) drückt ihren Wert aus im Rock (Ware B), der Rock dient zum Material dieses Wertausdrucks.“* (MEW 23; 63) Das Verhältnis zwischen der Ware A, die ihren Wert in einem Quantum der Ware B ausdrückt, und der Ware B, die als Wertausdruck dient, ist mit dieser Gleichung zwar schon gesetzt, aber noch nicht fixiert. Über verschiedene Stufen entwickelt Marx nun den Begriff des allgemeineren Äquivalents, das wir hier vereinfachend als Geldware bezeichnen können. Also: eine Warengattung wird zum Wertspiegel aller anderen Waren, und alle anderen Waren drücken ihren Wert in dieser einen bestimmten Ware, dem allgemeinen Äquivalent, aus. Von Zirkulationsproblemen, ja von Zirkulation und Austausch allgemein ist in diesem Abschnitt des Kapitals überhaupt noch nicht die Rede. Damit Ware als Ware existieren kann, muß sie sich verdoppeln in Ware und Geld. Sie muß sich äußerlich verdoppeln, weil sie von Haus aus Doppelcharakter besitzt. Betrachte ich die Ware ausschließlich unter dem Gesichtspunkt, Produkt angehäufter, geronnener abstrakter Arbeit zu sein, so befinde ich mich mitten in einem Denkweg, der jedoch noch nicht bis zum Ende zurück gelegt ist. Oder anders gesagt, Waren, die nicht verdoppelt als Ware und Geld gesellschaftlich existieren, sind keine Waren im emphatischen Sinne des Wortes. Sie können auch nicht als Träger von Wert fungieren, weil sie ihr Wertsein nicht darstellen können. Marx: *„Sagen wir: als Werte sind die Waren bloß Gallerten menschlicher Arbeit, so reduziert unsre Analyse dieselben auf die Wertabstraktion, gibt ihnen aber keine von ihrer Naturalformen verschiedene Wertform.“* (MEW 23; 65) Naturalform ist ein von Marx sehr häufig verwendeter Begriff. Wir können ihn mit der Gebrauchswertseite der Dinge gleichsetzen. Das Arbeitsprodukt, bloß als Gallerte abstrakter Arbeit betrach-

tet, ergibt mir noch keine Ware. Das ist der Punkt. Daher setzt Marx fort: „Anders im Wertverhältnis einer Ware zur anderen. Ihr Wertcharakter tritt hier hervor durch ihre eigne Beziehung zu einer anderen Ware.“ (MEW 23; 65)

Jenseits von logisch/historisch?

In der Diskussion des ersten Entwurfes dieses Artikels in der *grundrisse* - Redaktion wurde angemerkt, ich würde mit meiner Kritik an der historischen Interpretation offene Türen einrennen. Nun, was vorgebliche offene Türen betrifft, so bin ich immer skeptisch, ob diese tatsächlich so weit offen stehen, daß sich eine Auseinandersetzung erübrigt. Hinter der historischen Lesart steht doch eine bedeutende Traditionslinie, die Gesellschaft darwinistisch primär unter den Aspekten der Kontinuität dachte, und die tiefen Brüche im historischen Verlauf nicht erkennen konnte oder wollte.

Wesentlich ist der Zusammenhang zwischen diesem Geschichtskonzept und der Verknennung der Marxschen Werttheorie als Arbeitswert- und Arbeitsmengenlehre. Wenn Arbeit Wert schafft und die in der Ware enthaltene Arbeitsmenge den Austausch regelt, so ist nicht einzusehen, warum dies ein Spezifikum der kapitalistischen Produktionsweise sein soll. Wird jedoch umgekehrt Wert, Ware und Kapital strikt als dinglicher Ausdruck eines gesellschaftlichen Verhältnisses erkannt, gewissermaßen bloß als die andere Seite der selben Medaille, so kann der Wertbegriff nicht vom Lohnarbeitsverhältnis und das Lohnarbeitsverhältnis nicht vom Wert getrennt werden. Ob innerhalb der Linken in dieser Frage tatsächlich alle Türen offenstehen und die historische Mißdeutung endgültig Vergangenheit ist, wage ich doch zu bezweifeln.

Bevor ich abschließend auf die Grenzen der logischen Lesart zu sprechen komme, noch eine Klarstellung: Märkte, Waren und Geld existierten schon lange vor dem Kapitalismus. Auch gegen die Verwendung des Kapitalbegriffs etwa für antike Verhältnisse ist prinzipiell nichts einzuwenden, solange immer die Vorbehalte mitgedacht werden, die Marx so eindringlich in den ersten Abschnitten des „Rohentwurfes“ von 1857/58 formuliert hat: „In der Anatomie des Menschen ist ein Schlüssel zur Anatomie des Affen.“ (*Grundrisse* 26) Zur Verdeutlichung ein Vergleich: Ebenso wie das zentrale Nervensystem des Huhnes wie des Menschen als Gehirn bezeichnet werden kann, kann von mittelalterlichem und modernen Kapital gesprochen werden, wobei jedoch der wesentliche Unterschied mitzudenken ist. In diesem Sinne ist auch die Aussage von Engels zu bewerten, der im „Anti-Dühring“ bezweifelt, ob der Wertbegriff umstandslos auf frü-

here Epochen angewendet werden kann: „...; und daß in dem ganzen Abschnitt des ‚Kapital‘ über den Wert auch nicht die geringste Andeutung darüber vorkommt, ob oder in welcher Ausdehnung Marx diese Theorie des Warenwerts auch auf andre Gesellschaftsformen anwendbar hält.“ (MEW 20; 184)

Ich gebe allerdings gerne zu, daß mit dem Plädoyer für ein logisches Verständnis der Kapitalanalyse zwar ein notwendiger, aber keineswegs ein zureichender Schritt gesetzt ist. Ist es möglich, mit einigem Vorbehalt von einer historischen Schule zu sprechen, so erscheint mir das bezüglich der logischen Ausrichtung noch viel weniger der Fall. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit einige Rezeptionslinien, die sich mit der logischen Methode vereinbaren lassen: Sowohl der an Adorno anknüpfende Monismus des abstrakten Wertes, der in Begriffen wie dem „automatischen Subjekt bei Marx“ vorgetragen wird, Backhaus' Beharren auf der dialektischen Entwicklung des Wertbegriffs, ausgehend und beruhend auf dem Doppelcharakter der Ware, einem „Begriffs eines entwicklungsfähigen und entwicklungsbedürftigen Werts, der erst als Kapitalwert sich selbst adäquat geworden ist“ (Backhaus 2003; 420), allen in dieser großen Linie der logischen Interpretation. Aber auch die operaistische Marxlektüre baut insbesondere auf einem logischen Verständnis auf, als gerade sie das soziale Verhältnis zwischen den Klassen, konkret den Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie in das Zentrum der Betrachtungen rückt.

So konstatiert auch Holloway: „Marx führt den Begriff des Fetischismus in Zusammenhang mit der Produktion und dem Austausch von Waren ein. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um eine vorkapitalistische Phase, denn die Verallgemeinerung der Warenproduktion setzt das Vorhandensein von Arbeitskraft als Ware, also die Existenz einer kapitalistischen Gesellschaft voraus.“ (Holloway 2002; 65) Und zur Bekräftigung der Abgrenzung von vorkapitalistischen Verhältnissen zitiert er zustimmend aus dem „Kapital“: „Was also die kapitalistische Epoche charakterisiert, ist, daß die Arbeitskraft für den Arbeiter selbst die Form einer ihm gehörigen Ware, seine Arbeit daher die Form der Lohnarbeit erhält. Andererseits verallgemeinert sich erst von diesem Augenblick an die Warenform der Arbeitsprodukte.“ (MEW 23; 184 Fußnote 41)

So verstanden ermöglicht der Begriff des Logischen bloß eine Stufe in der Entwicklung eines adäquaten Verständnisses von Ware, Wert und Kapital.

e-mail: karl.reitter@univie.ac.at

Literatur:

Hans Georg Backhaus (1997), „Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur marx'schen Ökonomiekritik“, Freiburg

- (2003) „Über das ‚Logische‘ in der Nationalökonomie“, in: Das Argument Nr. 251, Seite 410 - 423, Berlin

Ingo Elbe, „Marx vs. Engels - Werttheorie und Sozialismuskonzeption“, http://www.rote-ruhr-uni.org/texte/elbe_marx_vs_engels.shtml

Wolfgang Fritz Haug (2003a), „Historisches/Logisches“, in: Das Argument Nr. 251, Seite 378 - 398, Berlin

- (2003b) „Wachsende Zweifel an der Monetären Werttheorie, Antwort auf Heinrich“, in: Das Argument Nr. 251, Seite 424 - 437, Berlin

Rolf Hecker, „Einfache Warenproduktion“, http://www.rote-ruhr-uni.org/texte/hecker_einfache_warenproduktion.shtml

Michael Heinrich (1999), „Die Wissenschaft vom Wert“, Münster

(2003) „Geld und Kredit“, in: Das Argument 251, Seite 397 - 409, Berlin

John Holloway (2002), „Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen“, Münster

Ernest Mandel, (1970), „Marxistische Wirtschaftstheorie“, Frankfurt am Main

Karl Polanyi (1978), „The Great Transformation“ Frankfurt am Main

Nadja Rakowitz, (2000), „Einfache Warenproduktion“, Freiburg

Helmut Reichelt (1979/2001), „Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Marx“, Freiburg

Anmerkungen:

- 1 Es handelt sich dabei um folgende Artikel: Wolfgang Fritz Haug, „Historisches/Logisches“ = (Haug 2003a), Michael Heinrich, „Geld und Kredit“ = (Heinrich 2003), Hans Georg Backhaus, „Über das ‚Logische‘ in der Nationalökonomie“ = (Backhaus 2003), Wolfgang Fritz Haug, „Wachsende Zweifel an der Monetären Werttheorie. Antwort auf Heinrich“ = (Haug 2003b), alle Artikel in: „Das Argument“ Nr. 251, Berlin - Hamburg 2003, Quelle: Persönliche Mitteilung von Michael Heinrich.
- 3 Dieses Manuskript ist teilweise unter den Titel: „Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses“ (Frankfurt am Main 1969) veröffentlicht worden und findet sich nun in MEGA II:4.1
- 4 In der bürgerlichen Gesellschaft muß dies genau umgekehrt erscheinen, Warenproduktion als das Selbstverständliche, Produktion jenseits der Warenform als Utopie.
- 5 Karl Marx, „Das Kapital“ Nachdruck der Erstauflage, S. 6, = MEGA II.5/21
- 6 „Schneiderei und Weberei, obgleich qualitativ verschiedene produktive Tätigkeiten, sind beide produktive Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw., und in diesem Sinne beide menschliche Arbeit.“ (MEW 23; 58f)
- 7 Die Auffassung, die wertbildende, abstrakte Arbeit habe nur für die kapitalistische Produktionsweise Vollgeltung, wird u.a. auch von Michael Heinrich vertreten. Haug kritisiert diese Auffassung mit folgenden Worten: „Heinrichs rhetorische Frage, ‚ob abstrakte Arbeit in allen Produktionsweisen existiert habe oder ob sie für die Warenproduktion spezifisch sei‘, ist keine Frage des Existierens sondern der systemischen Indienstnahme.“ (Haug 2003b; 435) Systemische Indienstnahme? Tatsächlich Fragen durch rhetorisches Ornament zu überspielen, ist auch ein Weg der Auseinandersetzung.
- 8 Der Ausdruck „Produktionspreis“ ist an den Begriff des Ausgleichs der Profitrate gebunden, die ich hier nicht darstellen kann.
- 9 John Roemer, „A general Theory of Exploitation and Class“, Cambridge, Massachusetts, 1982
- 10 Wenn A und B je 8 Stunden Arbeiten, A jedoch 10 und B nur 6 Anteile erhält, so zeige dies das Klassen- und Ausbeutungsverhältnis auf einer abstrakteren Stufe, die Marx'schen Klassen würden einen Sonderfall darstellen. Wenn sich das Klassenverhältnis tatsächlich auf eine solche ungleiche Zuteilung beschränken würde, sehe ich keinen Grund, es aufheben zu müssen.
- 11 Backhaus unterscheidet zwischen der marx'schen und der marxistischen Position. Die marx'sche sei jene von Karl Marx selbst entwickelte, die „marxistische“ jene, die durch verschiedene Filter verzerrt dargestellt wurde und wird. Soweit zur Terminologie von Backhaus.

PHASE2

SEP
03

ZEITSCHRIFT GEGEN DIE REALITÄT.

»GERMAN GEDÄCHTNIS –
DIE EUROPÄISIERUNG DER
DEUTSCHEN GESCHICHTE«

AUSGABE NR 9

enthält u.a.:

09

Interview mit **DAN DINER:**
»Die Anthropologisierung des Leidens«

ANDREA WOELDIKE:
»Sturm auf den liberalen Zeitgeist«

TOBIAS EBBRECHT: »Deutscher Rechtsfrieden«
außerdem:

- 3. Oktober – »Das Vaterland verraten«
- »Kommunismus-Kongress« in Frankfurt
- Deutsche Popkultur – »Nothing new to the German Front«

= PHASE2 ERSCHEINT ALLE 3 MONATE
UND KOSTET 4 EURO
ABO: 5 AUSGABEN FÜR 18 EURO
» ABO@PHASE-ZWEI.ORG

PHASE 2 - ZEITSCHRIFT GEGEN DIE REALITÄT
BORNAISCHE STR. 3D - 04277 LEIPZIG

WWW.PHASE-ZWEI.ORG

Meinhard Creydt

Glanz und Elend einer kritischen Theorie Kritik des Adornismus

Adornos Werk entstammen problematische Argumentationsfiguren und ein Habitus des Theoretisierens, die nach wie vor in Teilen der sich kritisch verstehenden Öffentlichkeit attraktiv sind. Dieser Adornismus interessiert hier nicht aus Gründen der Klassikerpflege oder -philologie. Die Auseinandersetzung mit ihm fordert dazu heraus, zentrale Inhalte und Erfahrungsverarbeitungen, Probleme und Versuchungen kritischer Gesellschaftstheorie zu durchdenken. Die Rezeption von Theorien geschieht bekanntlich oft vergrößernd und verfälschend, so daß nicht umstandslos von Adornos Anhängern auf ihn zurückgeschlossen werden kann. Zugleich stellt sich die Frage, ob in seiner Theorie selbst die wirklichen oder nur scheinbaren Mißverständnisse angelegt sind.

Kritische Theorie vermag im Gegensatz zur geschäftigen Konkurrenz um Vorschläge für die optimale Verwaltung des Bestehenden innezuhalten und die Aufmerksamkeit für die Qualität der gesellschaftlichen Welt und der individuellen Existenz in ihr zu eröffnen. Adorno kritisiert zu Recht den (hier immer in Kontexten des Alltags und nicht der Philosophie verstandenen) Pragmatismus und die instrumentelle Vernunft als Scheuklappen einer Fixierung auf die Immanenz des Bestehenden. Dessen grundlegende Kritik muß gedacht werden können, wenn anders nicht jede Vergegenwärtigung der Qualität der gesellschaftlichen Welt und der

individuellen Existenz an den Sach- und Zugzwängen des Bestehenden ihre Grenze finden und sich diesen unterordnen soll. Adorno vergegenwärtigt die im betriebsamen Mitmachen entproblematisierten abstumpfenden und brutalisierenden Effekte. Seine Zivilisationskritik orientiert sich normativ an einem Nebenprodukt hochentwickelter Zivilisation: dem (vor allem ästhetisch) gebildeten Subjekt. In Adornos Analysen bewährt sich die Emphase für das wahrhaft sensible Individuum erst in der dialektischen Zersetzung jeder Behauptung eines unmittelbar Positiven. An dessen Gestalten vermag Adorno vielfältig zu zeigen, wie sie in ihr Gegenteil übergehen, von der einfachen Entgegensetzung zu ihm leben und damit substantiell auf ihre Weise ex negativo genau das fortsetzen, wogegen sie sich zu setzen beanspruchen oder wovon sie in stolzer Unmittelbarkeit nichts mehr wissen wollen oder können. Allerdings bleibt die von Adorno als hypothetisch und riskant entworfene kritische Sensibilität ein Komplementärphänomen zur instrumentellen Vernunft. Die negativen Effekte der instrumentellen Vernunft wahrzunehmen führt zu einer Wachheit **ihnen** gegenüber, nicht aber zur Frage, wie Gesellschaftsstrukturen aussehen, in denen ein anderes als instrumentelles und pragmatisches Sein und eine Welt ohne jene Opfer fordernde Zivilisation möglich werden. Adornos Denken verbleibt in einer Antiposition zum Pragmatismus. Er verweigert zu Recht die Erpressung, unter Fixierung maß-

geblicher Voraussetzungen des Gegebenen Alternativen anbieten zu sollen. Diese Kritik am Pragmatismus führt ihn aber zum Verzicht auf eine nichtpragmatische Gedankenarbeit an der für das Denken unverzichtbaren gesamtgesellschaftlichen Alternative. Aus der Vergegenwärtigung der negativen Effekte der Zivilisation motiviert sich Adornos ‚So nicht‘. Wäre sich die Menschheit jener Effekte gewiß, so könne eine prinzipielle Umkehr erfolgen – diese Katharsishoffnung ist Adornos Denken immanent. Die Vergegenwärtigung der negativen Effekte kommt aber nur in dem Maße zustande, wie Alternativen zu den jenen Effekten zugrundeliegenden Strukturen als möglich erscheinen. Adorno fällt hinter seine eigene, abstrakt verbleibende Erkenntnis zurück: „Nur wenn, was ist, sich ändern läßt, ist das, was ist, nicht alles“ (1970, 389¹). Und: „Nur dem, der Gesellschaft als eine andere denken kann denn die existierende, wird sie ... zum Problem“ (1972, 142). Adornos Theorie ist kritisch, insofern sie jedwede Beschwichtigung und Verharmlosung der mit der Zivilisation einhergehenden Opfer zu durchkreuzen vermag. Gesellschaftliche Strukturalternativen zur von ihm beschriebenen Problematik vermag Adorno auch aufgrund von Schwächen seiner Theorie nicht zu benennen. Adornos Aufmerksamkeit für das beschädigte Leben fällt dann ebenso sublim wie unendlich aus. Die Leidenschaft, an den vornehmlich ästhetischen und philosophischen Stoffen immer wieder aufs Neue der Subjektivität ihrer Schädigung zuwider Sensibilität zu erobern, schlägt um in eine Seligkeit darüber, in Stoff und Denken so zu Hause sein zu können und zu dürfen, wie dies im falschen Leben eben überhaupt nur möglich sei.² Adornos Ideal oder der Standpunkt, von dem aus er kritisiert, das feinsinnig gebildete Subjekt, ist – in Entgegensetzung zum Kollektivismus (auch in der Arbeiterbewegung) – eher dazu geeignet, negative Effekte der Zivilisation und der gesellschaftlichen Infrastrukturen, der Arbeit, Technik, Organisation usw. anzuzeigen. Dies Ideal taugt aber weniger dazu, die Möglichkeiten einer sozial bezogenen Entfaltung menschlicher Sinne und Fähigkeiten im Stoffwechsel der menschlichen Dienste und Tätigkeiten von Menschen für Menschen als Perspektive zu vergegenwärtigen.

Nach diesem Panoramaflug über Adornos Denkterrain wende ich mich den einzelnen angesprochenen Momenten zu, um meine vorab zur besseren Orientierung vorgestellte Diagnose zu belegen und zu vertiefen.

Als ebenso verführerisch wie problematisch erscheint bereits, die Gesellschaft mit **einem** Prinzip zu charakterisieren, als solle die derart in den Blick genommene Totalität um keinen Preis durch deren Differenzierung irgendeine Irritation erfahren. Die

Rede von ‚dem Tauschprinzip‘ und ‚der Wertvergesellschaftung‘ gehört zu den Standpunkten vermeintlich ‚radikaler Kritik‘. Auf ihnen sind viele stehen geblieben. Bereits Adorno faßt die „Tauschform als die maßgebende Struktur der Gesellschaft“ auf (1969, 155) und möchte „die Attribute des Kapitalismus ... aus einer Grundkategorie ... entwickeln“ (1973, 93, vgl. a. 1979, 307).³ Der Aufbau einer Gesellschaftstheorie aus **verschiedenen** aufeinander nicht zurückführbaren Sphären wird durch die Bemerkung unterboten, dass „alle Objekte gleich nah zum Zentrum: zu dem Prinzip (sein), das alle verhext“ (1981, 28). Der Logik der Weltanschauung zufolge wird **eine** grundlegende Gesetzmäßigkeit in den disparatesten Phänomenen aufgefunden – etwa „Herrschaft“ als „Prinzip“ der „Universalgeschichte“ „von der Steinschleuder zur Megabombe“ (1970; 314). Die entdeckte Notwendigkeit ist von sehr prinzipieller Natur und macht sich **einen** Reim auf **alles**. Allerdings spannt Adorno mit seiner Analyse mißglückter Verarbeitung von Leiderfahrung qua (wiederum Gegenpositionen provozierender) einfacher Negation und in seinen Überlegungen zum Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft im Kapitalismus implizit eine andere, mehrdimensionale Aufbauordnung auf.⁴

Adornos Theorie macht auf Harmlosigkeiten von Positionen aufmerksam, die Technik nur (unter Abstraktion von ihren Implikationen für das Selbst- und Weltverhältnis) anders anwenden wollen, die in der Partikularisierung naturwissenschaftlicher Erkenntnis (vgl. dazu Creydt 2000, 36ff.) kein Problem sehen und nicht zu unterscheiden vermögen zwischen Bedürfniskritik, Verzichtspropaganda und der Auseinandersetzung über „falsche“ oder „richtige“ Bedürfnisse als verfremdendes Medium dafür, soziale Gegensätze auszutragen. Gegen das Übergehen zentraler Probleme der Zivilisation hat sich Adorno nur durch ihre Verdinglichung und Überhöhung zu einer außergesellschaftlichen und überhistorischen Schicksalsgestalt **der** ‚instrumentellen Vernunft‘ und **der** ‚Selbsterhaltung ohne Selbst‘ verwahren können. Herrschaft **in** der Gesellschaft führt Adorno eng auf Herrschaft **über** Natur. Nur zu solchem Überformat stilisiert, nur mit wesenslogischer Dignität versehen, nur so armiert könne, so die implizite Logik adornitischer Theoretisierens, das Leiden von Individuen in der Moderne einen theoretischen Ausdruck finden, der nicht in der wohlfeilen wie allfälligen Rede von ‚Chancen und Risiken‘ wegrelativiert werde. Die Denkform, Disparates zu ein und demselben zu verdichten, soll helfen, den Gefahren zu trotzen, die im Wissenschaftsbetrieb und in der öffentlichen Meinung liegen. Mit ihrer notorischen Dekomponierung der in sich differenzierten gesellschaftlichen Aufbauordnung zu unmittelbar erscheinenden Besonderheiten

lassen diese sich **dann** als vermeintliche Konkreta ebenso unbefangen wie unbedarft miteinander relationieren und rekombinieren.

Das die Strukturen verwirrende Ereignis, der Doppelcharakter und die Praxis

Demgegenüber ermöglicht eine sich auf die gesellschaftlichen Formen und Strukturen konzentrierende Theorie, die optimale Stärke herrschender Formen in der Absorption von Widerständen zu denken. Allerdings mißriete dieser Theorietypus funktionalistisch, wenn er a priori die Formen absolut setzt. Ausgeblendet würde so die durch besondere historische Konstellationen⁵ mögliche Verstörung der Formen bzw. das Aus- den- Fugen- Gera-ten des sonst - bei allen Friktionen und Dysfunktionalitäten im einzelnen - funktionierenden Zusammenspiels der verschiedenen gesellschaftlichen Sphären. Die im Normalfall erstaunliche verdauungsfähige Absorptionspotenz der herrschenden Strukturen ist nicht von vorneherein immun gegen nichtintendierte und unabsehbare Nebenwirkungen und deren Folgedynamiken.⁶ Sie muß jeder Funktionalismus ausschließen, bei allem Realitätsgehalt, den er von der herrschenden Reproduktion der Form bezieht. Adorno aber kann anderes Falsches so blockieren und lähmen, zersplittern und verwirren, daß aus dieser besonderen Gemengelage heraus wünschenswerte Impulse mehr Entfaltungsraum erlangen als in der herrschenden Normalform üblich.⁷ Historische Umbruchzeiten setzen außer Kraft, was normalerweise normal erscheint. Gewiß kann im nachhinein (vom Standpunkt der Formkontinuität) als unmöglich und naiv erscheinen, was in der historisch kontingenten Schwächung oder zeitweiligen Suspension von Formeffekten eine Chance für einen Strukturbruch darstellte. In Zeiten der Umwälzung fällt die Unterscheidung zwischen der notwendigen Kritik an naiven Illusionen und der ebenso notwendigen Kritik an der affirmativen Kritik⁸ schwer. Im Fall des Scheiterns ist der Gedanke suggestiv, es habe ja gar nichts vorgelegen, das gescheitert sei (außer Illusionen), während im Handgemeine jenen, die auf die Latenz des Prozesses setzen, sie meist wiederum überwertig und euphorisch gewiß ist. Karl Liebknecht (1969, 71) spricht 1907 von der „zuzeiten wie ein Irrlicht verwirrenden, manchmal geradezu gefährlichen, meist höchst wertvollen Möglichkeit, in Zeiten der Erregung mehr zu erreichen als in Zeiten der Ruhe,

aber ein Mehr, das bei Eintritt der Ruhe fast stets wenigstens zum Teil mit dem Übermaß an Energie, das es zu erobern half, wieder verloren geht: Die Geschichte der Revolutionen ist dessen eine einzige fortlaufende Bestätigung.“

Adorno setzt sich ab gegen ein hofferisches das-Gras-wachsen-Hören und die von Hegel kritisierte Methode, alles als einen Anfang zu nobilitieren - aber um den Preis einer Kritik, die ihre Negation des Systems einzig mit dem Befund auszuweisen vermag, nichts entgehe dem System. Wer aber den Bruch der systemischen Absorptionspotenzen an die ihnen gewachsene begriffliche Durchdringungskraft als Akteurswissen bindet, schließt die Strukturtransformation schon kategorial vorab aus. „Wer eine ‚reine‘ soziale Revolution erwartet, der wird sie niemals erleben“ (Lenin Werke Bd. 22, 363f.). Althusser (1968) hat mit seiner Analyse des ‚überdeterminierten Widerspruchs‘ Konstellationen beschrieben, die den Bruch mit den bestehenden Strukturen ereignishaft ermöglichen und verlangt dem Bewusstsein der die Strukturtransformation tragenden Kräften vorab nicht jenen konsequenten Bruch mit der herrschenden Form ab, der günstigstenfalls aus deren grundlegender Transformation resultiert (vgl. a. Merleau-Ponty 1966, 504).

Adorno erkennt aber nicht nur die im Ereignis liegenden Grenzen von Formtheorie, sondern auch den Doppelcharakter der Gesellschaft.⁹ Mit seiner Verabsolutierung der herrschenden Form verschließt Adorno seinen Denkhorizont vor den wirklichkeitsmächtigen Kräfte und Perspektiven, die **in** und **aus** dem Bestehenden entstehen **und** es transzendieren. Die aus dem gesellschaftlichen Doppelcharakter herausgenommene Form ontologisiert Adorno zu einem prinzipiell verkehrten und jeder Gesellschaftsform vorausliegenden und insofern von ihr auch eigentlich nicht mehr tangierbaren Naturverhältnis. Mit einer Theorie der ‚Praxis‘ wird es demgegenüber möglich, eine andere Zivilisation und Kultur zu denken, die zum Bestehenden nicht im Verhältnis der Konkurrenz steht, und ein Bewusstsein von den Stärken und der Überlegenheit eines gesellschaftlichen Seins zu gewinnen, das dessen unreflektiert moderne und dessen kapitalistische Formen überwindet. Viele Gesellschaftskritiker haben die Kosten und Nachteile der bestehenden Gesellschaft beschrieben. Diese Kritik hat sich dann an den Vorteilen und Vorzügen relativieren müssen.



Adornos Denken antwortet auf diese Malaise, rennt sich aber in seiner Entgegensetzung zum sozialdemokratischen Reformismus und parteikommunistischen Revisionismus fest und weiß ebenso wie sie kein Paradigma, das die problemverursachenden modernen und kapitalistischen Strukturen nichtregressiv überwindet. Reformisten und Revisionisten mobilisieren, radikalisieren und vernetzen Interessengruppen, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, daß Interessen nur so weit praktisch wahrgenommen werden, wie das Bewußtsein von dem reicht, was als „machbar“ gilt. Wie dies Bewußtsein beschaffen ist, hängt wiederum zentral davon ab, wie groß in einer Gesellschaft das Bewußtsein für gesamtgesellschaftliche Alternativen ist. Der Adornismus radikalisiert das Bewußtsein von den Schwierigkeiten der Gesellschaftsgestaltung zur tragischen Kunde von ihrer Unmöglichkeit und kann nur tadelstüchtig im fortdauernden Aufweis der Naivitäten ringsum existieren. Negativ auf sie fixiert und von ihnen abhängig braucht der Adornismus sich des eigenen Unvermögens in Sachen Wirklichkeitsvergegenwärtigung nicht gewahr zu werden. Er idealisiert die eigene prinzipialisierende Fundierung des Unheils als Kunde, die die Eingeweihten adelt. Die Überbietung an Tiefe bringt die radikalen Anhänger der ‚Dialektik der Aufklärung‘ in eine seltsame Nähe zu einer Verhängnisdiagnose, die bei Heidegger ebenso fundamental gründelnd die Verkenntung des Seins betrifft. Nur in anderer Variante ereignet sich im Adornismus der „Schulfall“ dessen, was Lukács einmal Verflachung durch Tiefe genannt hat: durch die Nivellierung aufs allgemein Menschliche und dessen ‚Nichtigkeit‘ wird ... die Not einer historischen Epoche als Weltprinzip hypostasiert“ (Adorno 1940, 35).

Ich nenne im folgenden andeutungsweise und stichworthaft einige in ‚Praxis‘ konvergierende Tendenzen, die Adornos Denken paradigmatisch dethematisieren muß. Im Erziehungswesen legt die Sympathie für pädagogische Reformversuche davon Zeugnis ab, daß die Arbeitsfähigkeiten und -sinne von Lehrenden in Distanz bis Widerspruch geraten zu staatlichen Kriterien für Schule. Im Gesundheitsbereich erkennt eine Minderheit der dort tätigen Kräfte, daß den Sinn für die Ursachen von Krankheiten ernstzunehmen heißt, nach gesellschaftlich vermeidbaren Gründen von Krankheit zu fragen. In der ‚Agraropposition‘ von Bauern und Naturschützern ist aus den Fähigkeiten und Kenntnissen des Umgangs mit Natur eine Ahnung für die Unvereinbarkeiten zwischen kapitalistischer Bewirtschaftung der Natur und pfleglicher Landwirtschaft zu spüren. In der Ökologie- und Nachhaltigkeitsdiskussion kommt es zu einer Mobilisierung technischer, naturwissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Intelligenz, Sensibilitäten und

Arbeitsfähigkeiten gegen die herrschenden Maßstäbe. Baethge sieht „einen Kristallisationspunkt auch sozialer Identität und politischer Organisation“ in der „moralischen Qualität der Arbeit – das meint die Berücksichtigung von Sinnbezügen, das Interesse am Erhalt der inneren und äußeren Natur und die Herstellung diskursiver Kommunikation in der Arbeit. ... Keine Belege, wohl aber erste Indizien, daß es dafür subjektive Voraussetzungen gibt, sind die Befunde über die beträchtliche ökologische Sensibilität von Arbeitern und von hochqualifizierten Industrieangestellten (Heine/Mautz 1989, Hoff 1990, Baethge/Denkinger/Kadritzke/Lappe 1990) oder der Hinweis aus der Untersuchung von Lempert/Hoff/Lappe (1990) über die Entstehung eines postkonventionellen Moralbewußtseins bei Facharbeitern. Gewiß ist dies noch eine arg schmale empirische Basis, aber: Was das Morgen ankündigt, kann heute ja kaum schon repräsentativ sein“ (Baethge 1994, 254).

Bei vielen Anhängern Adornoschen Denkens wird man den Eindruck nicht los, Adorno komme ihnen als Souffleur für eine Verabschiedung von jeder eingehenderen Befassung mit Gesellschaft gerade recht.¹⁰ Die Neigung, von der Desoltheit des Daseienden auf dessen Nichtswürdigkeit zu schließen, findet in vielen extremen Formulierungen Adornos autoritative Stütze und Ausdruck, wenn bspw. von Menschen als „Lurchen“ (1979, 202) die Rede ist oder als „Fliegen, die zucken, nachdem die Klatsche sie schon halb zerquetscht hat“ (1981, 293). Solche Formulierungen zeigen das Bemühen an, in der Opposition gegen die Verzeichnung der Judenvernichtung zur historischen Ausnahme das Kontinuum zur unspektakulär-alltäglichen Grausamkeit und Verrohung zu betonen, konvergieren aber mit dem Misanthropismus. Er wiederum rechtfertigt die Gewalt indirekt mit der Annahme, sie passe zu den im wesentlichen nichtswürdigen Tätern und Opfern. Die Judenvernichtung löst im Adornismus die Fixierung auf das Grauenhafte aus. Gegen jedwede Relativierung soll zwischen der Gesellschaft, in der es stattfand – wenn nicht: Gesellschaft überhaupt – und ihm selbst kein Unterschied mehr aufgefunden werden können, mindere dieser doch nur das Bewußtsein vom Schrecken selbst. Wer sich auf den Standpunkt der unendlichen Größe eines zu verehrenden Guten oder eines zu bewältigenden Bösen stellt, kann a priori keine genügende endliche Handlung kennen, die gemessen an diesem Anspruch nicht der Kritik verfallen muß. Bis zur Absurdität radikalisieren Muster Schüler der Vergangenheitsbewältigung (von der Zeitschrift ‚Konkret‘ über die Zeitung ‚Jungle World‘ bis zu zahlreichen ‚antideutschen‘ Fanzines) den Identifizierungswahn zur fixen Idee, jedwede Angelegenheit mit Nationalsozialismus und Juden-

vernichtung in Verbindung zu bringen (vgl. zur Kritik der einschlägigen ‚Vergangenheitsbewältigung‘ Creydt 2001a). Adornos weitere theoretische Arbeit und sein reformerisches Engagement dementieren jedoch praktisch die Judenvernichtung als explizite Zentralreferenz des Adornismus, zu der alles gleich nah sei.

Den Holocaust historisch aus dem spezifischen Ineinandergreifen vieler auch in anderen Gesellschaften ‚normaler‘, aber von einander getrennter Ausgrenzungen und Verdinglichungen und deren Radikalisierung¹¹ zu erklären, bedeutet nicht, die Singularität der Judenvernichtung zu schmälern und die Differenz zwischen Diskriminierungs-, Fernhaltungs- oder Austreibungspraktiken und bürokratisch-quasiindustriell durchgeführtem Vernichtungs-rassismus zu übergehen. Die adornitische Aufmerksamkeit für diese Gefahr tendiert aber dazu, die Judenvernichtung zu etwas „schlechthin Unverstehbaren“ zu erheben, das „schließlich nur Gegenstand einer negativen Theologie werden“ kann (Kohlstruck 1997, 32), zum „numinosen Widerwert“ (Rudolf Otto). Der besonderen Wirkung soll eine unvergleichbare Ursache substanzhaft zugeordnet werden, an der keine Verbindung zum sonst Gültigen aufgefunden werden darf. Dan Diner (1990, 104ff.) hat demgegenüber zu Recht die Notwendigkeit einer „ereignis- und handlungsgeschichtlichen Rekonstruktion“ der Judenvernichtung im Unterschied zu ihrer linearen Herleitung aus ‚dem‘ Antisemitismus unterstrichen.

Ausweglosigkeit und Affirmation

Der Formtheorie (als Analyse der Herrschaft von Abstraktionen wie z. B. Wert, Kapital usw.) wohnt die spontane Tendenz zur Selbstthermetisierung inne, die mit dem Übergriff auf Gegenkräfte, die ihr anverwandelt werden, das Motiv ramponiert, um dessen Willen sie arbeitet. Mit der Herauslösung der Form aus dem Doppelcharakter ontologisiert der Adornismus die Form monistisch zur nicht nur autonomen, sondern alles reell subsumierenden Substanz, zum sozusagen universalen Subsumator. Weit davon entfernt, wie seine Adepten von ihm meinen, allein das Unglück darzutun, das Perspektiven verstellt, trägt Adorno dazu bei, die Verhältnisse stärker einzuschwärzen, als sie es ohnehin schon sind.

Auch Adornos selbstreflexive Aufmerksamkeit für Übertreibungen (vgl. 1979, 319, 101f.) ändert daran nichts. Er affirmiert den Schein unterschiedsloser monolithischer Desolatheit des Bestehenden, den er sonst am monistischen Denken kritisiert.¹²

Adornos Theorie ähnelt mit seiner Beschreibung einer Oberfläche (der instrumentellen Vernunft) der Analyse der Oberfläche des Kapitalismus. Sie läßt das Verhältnis von Kapital und Arbeit als ein Verhältnis freier, unabhängiger und wenigstens prinzipiell gleicher Akteure erscheinen und die eigenen immanenten Notwendigkeiten des abstrakten Reichtums als Sachzwänge des Wirtschaftens überhaupt. ‚Das Kapital‘ von Marx ist meist als kritische Ökonomie und als Theorie ökonomischer Systemintegration oder -desintegration gelesen worden. Weitgehend unbeachtet blieb, daß die Analyse von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende, an dem eben die kapitalistische Oberfläche steht (MEW 25, Kap. 48ff.), auch dem Thema der Sozialintegration gilt und der Frage nachgeht, wie in den ökonomischen Strukturen zentrale Inhalte des alltäglichen Bewußtseins entstehen, die pragmatisch zu den objektiven Strukturen passen und sie zugleich notwendigerweise verkehrt auffassen. Daß bspw. den Arbeitenden unter der Voraussetzung der Trennung von ihren Lebensbedingungen der Verkauf von Arbeitskraft als nützlich erscheint, resultiert nicht aus ideologischer Verblendung, sondern ist Moment jener realen Oberfläche des Kapitalismus, in der die faktischen Zusammenhänge der Zirkulation als Teilsphäre für das Ganze zu stehen scheinen und das Bewußtsein von ihm verstellen. An der Immanenz dieser Oberfläche, den in ihr (der Immanenz) stimmigen Nützlichkeiten und Interessen und am mit ihnen verschwisterten Pragmatismus knüpft die ideologische Gestaltschließung an, die die Oberfläche aus den in ihr nahe liegenden Gedanken erklärt. Gleiches spielt sich im Konstrukt der instrumentellen Vernunft ab. Auch es beschreibt durchaus reale Zusammenhänge, totalisiert und tautologisiert sie aber. Auch hier gerät die Erklärung zur Ideologie, insofern sie sich am Schein orientiert, das Phänomen sei als selbständig und unabhängig aufzufassen. Damit wird die instrumentelle Vernunft nicht mehr als Erscheinung der aus ihr konstitutiv zugrundeliegenden Strukturen begriffen, die nicht unmittelbar im Phänomen



aufscheinen. Die Erscheinung mißrät zum Schein, wenn die komplizierte Konstitution der instrumentellen Vernunft und der entsprechenden Zivilisation (inklusive ihrer Gestalten Arbeit, Technik, Organisation usw.) durch die herrschenden unreflektiert modernen und kapitalistischen Strukturen unbegriffen bleibt.

Die für den Pragmatismus zentralen Momente, der Nutzen und das Machbare, weisen einen zirkulären Charakter auf. Beide blenden jene Schichten des gesellschaftlichen Seins aus, die die immanente Nützlichkeit des Gegebenen infragestellen. Die Auffassung, die dem Gegebenen immanenten Handlungen seien nützlich, korreliert mit der Verflachung der Aufmerksamkeit für das eigene Sein in der Welt. Die dem Individuum abträglichen tieferen, indirekten und kontra-intuitiven Effekte und Implikationen des augenscheinlich nützlichen Handelns erscheinen nicht. Auch die Vorstellung des Machbaren dichtet sich selbstbezüglich ab. Ziele und Mittel, Probleme und Lösungen erscheinen getrennt und voneinander unabhängig. Vom Ziel oder Problem aus wird nach dem Mittel oder der Lösung gefragt. Zugleich konturieren sich der pragmatischen Machbarkeitsmaxime zufolge die Ziele und Probleme allererst an den Mitteln und Lösungen. Wer sich pragmatisch orientiert, fragt nach dem Möglichen und kann immer nur als Antwort erhalten, was innerhalb der herrschenden Strukturen und im Bereich ihrer Variationsspielräume existieren kann, also das Notwendige und **seine** Modifikationen. Der Pragmatismus verstellt die Frage danach, wie sich die innerhalb der herrschenden Strukturen enthaltenen Ressourcen und Potentiale zu einer die herrschenden Strukturen überwindenden neuen gesellschaftlichen Synthese zusammensetzen können. Unter der Voraussetzung des alltäglichen Pragmatismus, der allein Stückwerkhandeln und muddling through kennt, werden die grundlegenden gesellschaftlichen Strukturen zur unthematisierbaren Voraussetzung jedes Handelns, also dem umgestaltendem Handeln entzogen. Problem und Lösung, Ziel und Mittel sind die Seiten, die als Frage und Antwort immer gegenseitig nur aufeinander verweisen und pseudokonkret die Frage nach den zugrundeliegenden Strukturen verstellen. Die Orientierung am Machbaren reproduziert Handlungsbedingungen, in denen der Not immer die Nothilfe entspricht und die Nothilfe immer wieder die Bedingungen der Not erzeugt. Das pragmatische Handeln **innerhalb** der gegebenen Handlungsbedingungen läßt nicht zum Thema werden, wie diese Handlungsbedingungen selbst erweitert und umgestaltet werden können. Adornos Zivilisationskritik als Pragmatismuskritik ist kritisch, insofern sie die geheime und ausgeblendete Seite des Nutzens thematisiert, und unkritisch, insofern sie das

andere Moment des Pragmatismus, die Beschränkung auf das Machbare, nicht zu überwinden vermag. Dem alltäglichen Pragmatismus **und** dem Adornismus fehlen das Bewußtsein von Alternativen zu den herrschenden Strukturen der Handlungsbedingungen. Diese Ebene der Bearbeitung und Umgestaltung ist nicht vorhanden, insofern da die für das Oberflächenphänomen ‚nützlich und machbares Handeln‘ konstitutiven Strukturen im Aufmerksamkeitshorizont nicht vorkommen. Zur Weltlosigkeit der Individuen und ihrer Unkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse paßt die Spekulation über „die Stellung der Einzelnen zu diesen gesellschaftlichen Verhältnissen, die Privat-Exploitation einer vorgefundenen Welt durch die einzelnen Individuen“ (MEW 3, 398). Dabei ist dieser Denkweise eigen, daß sie als formelle Abstraktion ‚zu leicht‘ als zutreffend erscheint. „Freilich kann man ex post jedem beliebigen Handlungsergebnis das Prädikat des Nutzens verleihen und auf diese Weise ‚sicherstellen‘, daß die Gleichung begrifflich aufgeht; aber wenn der Selbstmord dann als Handlung interpretiert wird, deren ‚Nutzen‘ im Einzelfall eben höher ist als der Verbleib im Leben, oder wenn Altruismus als bloßer Grenzfall des Egoismus erscheint, so wächst der Verdacht, daß eine solche Begriffsstrategie – auch wenn sie sich konsistent durchhalten läßt – bestimmte empirische Fragen mehr oder weniger gewollt abschneidet“ (Vollmer 1986/88). Die Nützlichkeitsansicht der Welt liefert jeweils „den Nachweis, daß unter den existierenden Bedingungen die jetzigen Verhältnisse der Menschen zueinander die vorteilhaftesten und gemeinnützlichsten seien“ (MEW 3, 399).

Aus der Tendenz, das Phänomen aus sich selbst zu erklären, erwächst der im Adornismus imponierende Überbietungseifer, das Phänomen des Nutzens als instrumentelle Vernunft in kritischer Absicht zum Prinzip zu erheben, es gattungsgeschichtlich zu universalisieren und damit jede andere als die monolithische Erklärung als flach abzuwerten. „Alles was ersten Ranges ist, muß causa sui sein. Die Herkunft aus etwas Anderem gilt als Einwand, als Wert- Anzweiflung“ (Nietzsche Bd. 6, 76). Vermag sich die Oberfläche scheinbar aus sich selbst zu erklären, so mißrät im Alltagsverstand der Akteure ebenso wie im Adornismus die Oberfläche zum Wesen selbst, da es scheinbar nichts anderes gibt als sie. Der Adornismus erkennt die der Oberfläche eigene Abstraktion **von** Wesentlichem, nicht aber die Konstitution der Oberfläche **aus** von ihr unterschiedenen wesentlichen Verhältnissen. Verkehrt der Alltagsverstand den Kapitalismus zum Unterfall und zur Teilmenge der als sachlich verstandenen Notwendigkeiten des Wirtschaftens, so teilt auch der Adornismus diese Identifizierung, insofern seine Kapitalismustheorie Lukács’ Vermengung von

Marx, Simmel und Weber (vgl. Dannemann 1987) folgt. Im Ansatz vereitelt sind damit alle Möglichkeiten, das hochaggregierte und monolithische Konstrukt einer Zivilisation der instrumentellen Vernunft nicht nur von außen normativ zu kritisieren, sondern als Konstrukt aufzulösen in das Zusammenspiel moderner und kapitalistischer Strukturen (vgl. dazu Creydt 2000).

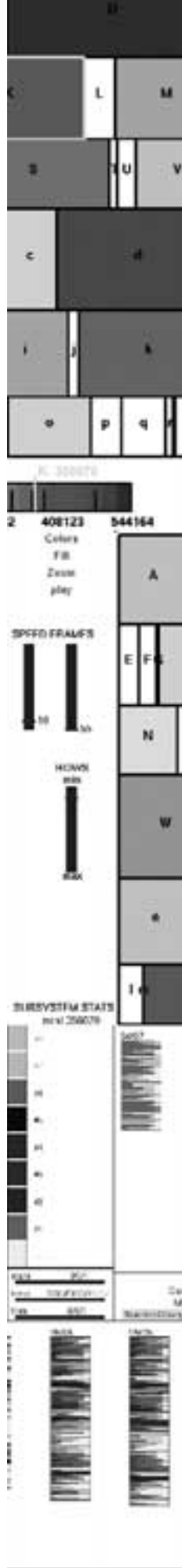
Die auch für Adorno notwendige Behauptung der Differenz zwischen Real- und Potentialgestalt der Produktivkräfte kann argumentativ von ihm nicht eingelöst werden. Er teilt analytisch das moderne Selbstverständnis, daß wenigstens im Großen und Ganzen Effizienz und Zweck- Mittel-Rationalität vorherrscht. Allein deren Bewertung durch Adorno fällt negativ aus. Die konstitutiven kapitalistischen Formen der Technikentwicklung (vgl. Creydt 2000, 160-199) und die Fehlabsorption von auf die zur Verringerung der Härten der Arbeit und Zivilisation investierbaren Ressourcen sind dort kein Thema, wo von Naturbeherrschung schlechthin die Rede ist. Adorno vereitelt damit seine eigene Intention: „Das Potential (eines nicht repressiven Verhältnisses des Menschen zur Natur und zum Menschen, M.C.) in der durch Technik verwüsteten Welt liegt in einer friedlich gewordenen Technik“ (1980, 76).

Adornos Kritik gerät in die Verlegenheit, Schönrederei und falsche Tröstungen auf eine Weise zu destruieren, die mit der falschen auch jedwede realitätshaltige Hoffnung ramponiert „Hoffnung auch nur zu denken, frevelt an ihr und arbeitet ihr entgegen“ (1970, 394). Die begriffliche Arbeit, Ressourcen, Fähigkeiten und Kräfte ausfindig zu machen, die in den Verhältnissen gegen sie entstehen, wird in einem worst-case-Schematismus identifiziert mit naiven Hoffnungen, ohne die Naivität im Einzelnen noch als solche erweisen zu müssen, ist das Scheitern doch zum Apriori aufgerückt. Solche antithetisch auf die Beschwichtigung fixierte und derart verhärtete Pauschalkritik einer „monolithischen Gesellschaft“ (1970, 264) mag als einfache Negation von pausbäckigem Technik- und Planungsoptimismus ihr Recht haben. Mittlerweile ist sie aber zu einer Art negativer Idylle für Kritiker avanciert, die sich im Abseits häuslich eingerichtet haben. Ihnen mißrät Kritik zur altklugen Pose.

Im Adornismus koexistiert die Ausweglosigkeit mit einer beruhigenden Nähe zu üblichen Idealen. Souverän übergeht Adorno die in der Marxschen Kapitalismuskritik aufgewiesenen Implikationen der zunächst so sympathisch anmutenden ‚Freiheit‘ und ‚Gleichheit‘ (vgl. 1979, 465, s. a. 1970, 190). Verloren geht in der einschlägigen linken Demokratieseligkeit¹³ die Erkenntnis, daß Gleichheit und

Freiheit in ihr Gegenteil umschlagen.¹⁴ Eingebürgert hat sich vom Revisionismus bis zum Adornismus die zur Wirtschaftskritik halbierte Kapitalismuskritik ohne jene Kritik, die weniger der mangelnden Umsetzung der politischen Ideale der Bürger gilt als ihnen - den Bürgern - selbst. Adorno folgt auch in anderen Bereichen dem Schema, der jeweiligen Wirklichkeit den Anspruch als **ihr** Zentrum einzuschreiben: „Die Ersatzbefriedigung, die die Kulturindustrie den Massen bereitet, indem sie das Wohlgefühl erweckt, die Welt sei in eben der Ordnung, die sie ihnen suggerieren will, betrügt sie um das Glück, das sie ihnen vorschwindelt“ (1977, 345). Der dem zu untersuchenden Objekt äußerlich zugeschriebene Anspruch („Glück“) tritt hier an die Stelle einer Erklärung, warum die ‚Kulturindustrie‘ sich bei den Massen verfängt. Die Bewertung vom anspruchsbeflissenen Standpunkt des Kritikers aus (Ergebnis: „Ersatzbefriedigung“, „Betrug“, „Schwindel“) ersetzt hier die Erklärung, wie die ‚Kulturindustrie‘ arbeitet. Und der Vergleich des eigenen Ideals („Glück“) mit der Realität des zu untersuchenden Objekts wird als dessen immanente Kritik vorgestellt.

Zur Unterbestimmung der kontra-intuitiven Effekte des normalen bürgerlich-kapitalistischen Bewußtseins gehört die Adornosche Variante der Entideologisierungsthese: „Zur Ideologie im eigentlichen Sinne bedarf es sich selbst undurchsichtiger, vermittelter und insofern auch gemilderter Machtverhältnisse. Heute ist die zu Unrecht wegen ihrer Kompliziertheit gescholtene Gesellschaft dafür zu durchsichtig geworden“ (1979, 467). Diese Entideologisierungsthese begründet sich aus Adornos Aufgebot eines ganz eigenen Paradigmas, der Kritik eines verkehrten Naturverhältnisses und einer verkehrten Zivilisation. Adornos Intervention setzt sich ab von den Naivitäten traditioneller linker Theorie gegenüber Organisation, Verwaltung und Technik und von der Unterschätzung der ‚Sachzwänge‘ moderner Gesellschaften und der ‚verwalteten Welt‘ (Adorno, Horkheimer 1985). Angesichts der „Ungleichzeitigkeit in der technischen und menschlichen Entwicklung“ (Horkheimer, Adorno 1984, 181) haben Adorno und Horkheimer aber nicht an einer Vermittlung einer Theorie der modernen Gesellschaft und einer Kapitalismustheorie (vgl. dazu Creydt 2000) gearbeitet. Mit der ‚instrumentellen Vernunft‘ boten sie ein vermeintlich tiefer ansetzendes Prinzip auf. Allerdings rächt sich die Aussparung von Moderne- und Kapitalismustheorie bei Adorno nicht zuletzt in der Verwunderung darüber, warum sein Prinzip instrumenteller Vernunft nicht als das Unheil angesehen wird, als das er es wahrnimmt. Adorno neigt dazu, die seiner Auffassung nach in die Individuen eingewanderte, zur zweiten Natur gewordene instrumentelle



Vernunft¹⁵ sogleich wieder zu trivialisieren: „Hinge Erkenntnis von nichts ab als von der funktionellen Beschaffenheit der Gesellschaft, so könnte wahrscheinlich heute die berühmte Putzfrau recht wohl das Getriebe verstehen. Objektiv produziert ist vielmehr die subjektive Beschaffenheit, welche die objektiv mögliche Einsicht unmöglich macht“ (1979, 117). Die zugrundeliegende Trennung zwischen behaupteter objektiver Transparenz und ihrer subjektiven Verstelltheit wirkt künstlich. Auch wenn Komplexität zur Ideologie gemacht worden ist, rechtfertigt dies nicht, das im Unterschied zu simplifizierenden Steuerungs- und Transparenzvorstellungen real existierende Problem der Komplexität zu übergehen. Adorno bleibt dann auch wehrlos gegenüber einer soziologischen Affirmation der Eigenlogik und Emergenz von Institutionen und Apparaten. Besonders offensichtlich wird dies in seinem Streitgespräch mit Gehlen von 1965 (s. Adorno/Gehlen 1974). Es verdeutlicht, wie wenig Adorno einem gesellschaftstheoretischen Denken der in der Moderne notwendigen Strukturen, Organisationen und Institutionen entgegenzusetzen weiß. Wenigstens theoretisch konnte aber mittlerweile die ‚realsozialistische‘ Lähmung der Intelligenz, die bei Freund und Feind das Bewußtsein von Alternativen zur modernen kapitalistischen Gesellschaft betraf, durch tiefgreifende gesamtgesellschaftliche Strukturvorschläge überwunden werden.¹⁶

Sinnvoll wird Adornos Entideologisierungsfigur nur innerhalb eines Vorgehens, das vollendet, was bereits bei ‚Freiheit‘ und ‚Gleichheit‘ angelegt war: Die bürgerliche Ideologie wird ihres Involviertseins in die kapitalistische Wirklichkeit als deren bestimmte mystifizierte Verarbeitung entkleidet und das so verdinglichte ‚Geistige‘ äußerlicher Bewertung unterworfen dichotomisiert. **Früher** habe Ideologie als „Rechtfertigung“ immer noch „Ansprüche“ und die „Konfrontation des Geistigen mit seiner Verwirklichung“ ermöglicht (1979, 466), **heute** sei Bewußtsein „bloßer Abdruck des Seienden“ (474) und „besagt kaum mehr, als daß es so ist, wie es ist“ (477). Kritik mißrät hier zur Konfrontation von Anspruch und Realität. Dieser Ansatz übergeht, daß die vergeistigte Weltlosigkeit, die ebenso naive wie geist-eitle Enthebung mit Idealen über die Wirklichkeit und die Derealisation, die Wirklichkeit der

eigenen Ideale nicht zu wissen, Kritik existenziell not-wendig für die eigene wirkliche Gegenwart werden lassen. Solche Kritik unterscheidet zwischen dem, was ist, und dem, wie es von sich aus erscheint, als von seiner Realität verschieden - und bisweilen als anspruchelnd und sonntäglich idealbesseren der Wirklichkeit überhoben und über sie vermeintlich erhaben.

Im Adornismus ‚gelingt‘ eine Kritik, die mit dem der historischen Jugendzeit des Bürgertums abzulauschenden Versprechen (um nicht zu sagen: ‚Vorschein‘) besserer Zustände heute wehmütig wenigstens der Vergangenheit dieser Ansprüche und ihrer versäumten Einlösung nachtrauert¹⁷: Es hat nicht sein sollen. Methodisch grassiert hier der negative Vergleich, der die Verhältnisse nicht aus ihnen selbst begreift. Einer fragwürdig beschriebenen und idealisierten Vergangenheit wird eine als schlecht, zerfallen und Unheil stilisierte Gegenwart gegenübergestellt. Entgegen seiner theoretisch überzeugenden Kritik am konstellations- und kontextblinden Identifizieren und Subsumieren verfällt Adorno praktisch in seiner Zeitdiagnose genau dieser Methode. Verdinglichte Konstrukte lassen sich hübsch übersichtlich paarweise gruppieren: Konkurrenz- und Monopolkapitalismus, freie Marktwirtschaft und Staatsinterventionismus, Autonomie der Universität und staatsreglementierte Hochschule, totalitätsbezogene Theorien und der Modulbauweise verpflichtete Theoreme.

Adornos Ideologieauffassung muß die Analyse des Bewußtseins und seiner Mystifikationen aus ihrem Involviertsein in kapitalistische Strukturen unterbestimmen. Die entstehende Lücke schließt Adorno durch den Rückgriff auf psychoanalytische Interpretationen. Der paradigmatische Gegensatz zwischen der Kritik der politischen Ökonomie und der Psychoanalyse (vgl. z. B. Nagler 1979) ist einem synkretistischen Verstand kein Problem. Die Übergänge aus einem normalen bürgerlichen Bewußtsein zu einem faschistischen (vgl. Creydt 2001a) werden unterbestimmt, wenn die ‚Studien zum autoritären Charakter‘ unterstellen, „daß die Empfänglichkeit des Individuums für solche (faschistischen, M.C.) Ideologien in erster Linie von psychologischen Bedürfnissen abhängt“ (1976, 3). Dem in kapitalistische Gesellschaftsstrukturen involvierten Bewußtsein

wird argloserweise nicht zugetraut, ‚gute‘ Gründe für letztlich selbstschädigendes Handeln bereitzustellen - welch unnötiges Kompliment: „Da er (der Nationalsozialismus, M.C.) durch seine bloße Natur Wenige auf Kosten der Mehrheit begünstigt, kann er nicht gut verkünden, die Situation der Mehrheit ihren wirklichen Interessen entsprechend verbessern zu wollen“ (ebd. 13). Gerade in der ihm vielerseits zugehaltenen Stärke, seiner Faschismus-auffassung, ist Adorno schwach, wie Wacker (1979) und Jaerisch (1975) überzeugend zeigen.

Zufriedener Weltschmerz

Adornos dialektische und mikrologische Virtuosität verstellt den Blick für die Grobheit seiner herrschaftstheoretischen Position: „Der Tauschwert gegenüber dem Gebrauchswert, ein bloß gedachtes, herrscht über das menschliche Bedürfnis, der Schein über die Wirklichkeit“ (1979, 209). Mit Kapitalismustheorie hat die Nobilitierung des Gebrauchswerts zum „Ineffablen der Utopie“ (1973, 22) wenig zu tun (vgl. Creydt 2000, 123ff.). Der Gebrauchswert erscheint nicht als auf den verschiedenen Ebenen der Kapitalismusanalyse bestimmbar innergesellschaftliche Qualität (vgl. a. MEW 19, 370f.), sondern als gegen die kapitalistische Gesellschaft zu wendende außergesellschaftliche Appellationsinstanz. Der Widerspruch in der Welt wird nur als Widerspruch zwischen der - eben „monolithischen“ - Welt des Kapitalismus und ihrer ebenso dysfunktionalen wie unverzichtbaren Sphären gesehen: „Inmitten der Tauschgesellschaft sind die vor-kapitalistischen Rudimente und Enklaven keineswegs nur ein dieser Fremdes, Relikte der Vergangenheit: sie bedarf ihrer“ (1979, 14). In Horkheimers Mystifizierung der Familie in ‚Autorität und Familie‘ wird diese Argumentationsfigur besonders deutlich.¹⁸ Eine postmoderne Positionen antizipierende Variante der Dissidenz vertritt Adorno im Votum für das „Quere, Undurchsichtige, Unerfaßte“ (1976a, 200). Tiefer reichen Adornos Hoffnungen auf die Kunst. Gewiß geht es ihm nicht um „die ominöse unmittelbare Schau des Wesens der Dinge“, nicht so suche „Kunst dem Unterdrückten das Seine widerfahren zu lassen“ (1980, 209). Gewiß wird auch hier Vermittlung theoretisch postuliert: „Keine Kunst, die nicht negiert als Moment in sich enthält, wovon sie sich abstößt“ (1980, 24). Dennoch avancieren „Kunstwerke“ zum „Statthalter der nicht länger vom Tausch verunstalteten Dinge“ (1980, 337). Dem **Prinzip** des Nutzens und der Zweckrationalität instrumenteller Vernunft wird eine ästhetische Rationalität gegenübergestellt. **Eine** hypostasierte und idealisierte Sphäre dieser Gesellschaft avanciert also zum Refugium kritischer Geister, ohne daß das Involviertsein der für sie konstitutiven Denk- und Subjektivitäts-

gehalte in den gesellschaftlichen Strukturaufbau ihrer verschiedenen Sphären und Erfahrungsverarbeitungen durch solche Opposition zwischen Prinzipien gefaßt werden könnte. Vor dem Hintergrund einer mit Prinzipien eher verzeichneten Gesellschaft glänzt die Kunst und imponiert als eine Art ‚Ding an sich‘ wie eine Eigentlichkeit, die bereits allein mit ihrem Erscheinen schon Schaden erleiden müsse: „Fast droht solchen Gebilden bereits die Apperzeption ihrer Priorität Unrecht an“ (1980, 448). Die zum Opfer stilisierte Kunst erlaubt es, vom Objekt der eigenen positiven Referenz nur im Modus ahnungsvoller Andeutungen zu sprechen. Ideologiekritik und Heilssehnsucht begründen sich hier wechselseitig. Gerade weil im Zeichen allumfassender Ideologisierung das ‚Wahre‘ einem Vorbehalt direkter Thematisierung unterliegt, steigt der Eifer für umwegige und denkaufwendige Zugänge. Die unendliche Kommentarbedürftigkeit der Kunst führt zur Ehrenrettung der Philosophie als Begleiterin der Kunst, die dieser „nichtbegrifflichen Sprache“ (1980, 121) Beistand leistet. „Deshalb bedarf Kunst der Philosophie, die sie interpretiert, um zu sagen, was sie nicht sagen kann, während es doch nur von Kunst gesagt werden kann, indem sie es nicht sagt“ (ebd., 113). Das Notbündnis von Kunst und Philosophie¹⁹ depotenziert Gesellschaftstheorie zur armen Verwandten. Der adornitische Kurzschnitt von Philosophie und Kunst auf Kosten der Gesellschaftstheorie läßt ökonomische Kategorien zur Allegorie philosophischer Probleme mißraten. Reichlich Bildungsgut ist die Zugabe.

Im Adornismus gelingt die Verwandlung des unglücklichen Bewußtseins zur schönen Seele. „Das nicht Bornierte wird von Theorie vertreten. Trotz all ihrer Unfreiheit ist sie im Unfreien Statthalter der Freiheit“ (1969, 173). „Unglückliches Bewußtsein ist keine verblendete Eitelkeit des Geistes, sondern ihm inhärent, die einzig authentische Würde“ (1970, 203). Glück im Unglück also: „Es gibt ein Glück der Abstraktion, das nicht mehr eines Lebensglücks bedarf, weil das Denkenkönnen des Unglücks das subtilste Glück des Denkens ist“ (Kudszus 1968, 34).

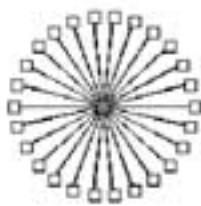
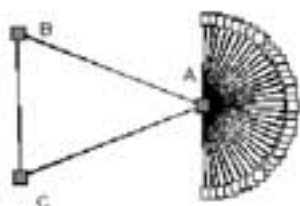
Eingebannt in die Ruine des bürgerlichen Individuums (Krahl 1971, 285) wird mit dem autonomen Individuum als Referenzpunkt eine (in seinem Werk eher randständig bleibende) Einsicht Adornos verschenkt, derzufolge die „individualistische Organisationsform der Gesellschaft kollektive Verhaltensweisen ausschließt, die vielleicht subjektiv dem Stand der objektiv-technischen Produktivkräfte gewachsen wären“ (1985, 14). Die Verselbstständigung der Herrschaft wird nicht auf Abstände und Trennungen zwischen den Menschen bezogen. Dabei stoßen Konkurrenz, Hierarchie und die

Gleichgültigkeit der Verausgabung abstrakter Arbeit, wenn ihre Produkte nur irgend Mehrwertproduktion in genügendem Maße erlauben und absetzbar erscheinen, sowie die Trennung der Menschen in der Arbeit und als Arbeitende und Konsumierende voneinander an Grenzen, die u. a. mit den Themen Ökologie, Gesundheit, Lebensqualität deutlich werden. Die Verselbständigung des abstrakten Reichtums wäre dann nicht nur - gleichsam in der Vertikalen - reflexionslogisch auf subalterne und selbsterhaltungsbornierte Individuen im Mensch-Natur-Verhältnis bezogen, sondern - horizontal - rückgebunden an Vergesellschaftungsverhältnisse, die zumindest keinen Automatismus ihrer Autopoiesis erzwingen.²⁰ Um hier überhaupt denken zu können, müßte die Gestalt autonomer Individualität nichtregressiv überwunden werden. Im Horizont von Assoziation, Sozialität und Arbeit von Menschen für Menschen wäre jene Subjektivität aufzuspüren, die als Forderung ans einzelne Individuum zur Überforderung geraten muß. „Die Emanzipation des Individuums ist keine Emanzipation von der Gesellschaft, sondern die Erlösung der Gesellschaft von der Atomisierung“ (Horkheimer 1974, 130). Adornos Stärke, das beschädigte Leben des Individuums nachdrücklich zu vergegenwärtigen, wenn bisweilen auch mit aufdringlichem Pathos, gerät zur Schwäche, wenn er ausschließlich die Individuen für fähig hält, das Anliegen von Kollektivität noch vertreten zu können (vgl. 1973a, 50).

Geld und Kapital stellen die abstrakten Mitten dar, die die Trennung und Entgegensetzung der Seiten (Konsumenten, Betroffene und Produzenten bzw. deren verschiedene Fraktionen), die sie vermitteln, selbst setzen und reproduzieren. Im Adornismus wird der menschliche Bezug der Arbeitenden in ihren Fähigkeiten und Sinnen zueinander und auf das In-der-Welt-Sein der Arbeitsprodukte und damit das Hintergrundproblem verfehlt, vor dem die Verselbständigung des abstrakten Reichtums ihre Wucht gewinnt. Fixiert bleibt Adorno auf die Angst erzeugende Abhängigkeit von der Natur, die Angst wendende Selbsterhaltung, die Emanzipation verhindernde Beherrschung innerer und äußerer Natur, die damit einhergehende Selbstverhärtung in der Entgegensetzung zum zu manipulierenden Objekt und die von der ursprünglichen Not sich entkoppelnde (daher „verwilderte“ (1970, 285) und „blinde“ (Horkheimer/Adorno 1984, 4f., 51) Selbsterhaltung.²¹ Demgegenüber imponiert

Adorno ein Ideal, das Arbeit allein als Reich der Notwendigkeit faßt und in ihr nur Hindernisse seiner Utopie wahrnimmt: „Rien faire comme une bête, auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, ‚sein und sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung‘ könnte an Stelle von Prozeß, Tun, Erfüllen treten. ... Keiner unter den abstrakten Begriffen kommt der erfüllten Utopie näher als der vom ewigen Frieden“ (Adorno 1976, 207f.).

Adornos Äußerungen zu den Werten des frühen Bürgertums sowie zu Gebrauchswert und Kunst tragen in ihrer Abwertung des Alltags zu jener Depotenzierung menschlicher Fähigkeiten und Sinne bei, die real in ihm herrscht. Die Herrschaft stellt den Wunschgegner von Refugien dar, die sich umso besser genießen lassen, desto verschwommener jene Folie abstoßender Herrschaft ausfällt, gegen die sich die Träume vom wahrhaft autonomen Individuum und der Kunst abzusetzen und auszubreiten verstehen. Adorno diagnostiziert eine „Epoche, darin die reale Möglichkeit von Utopie - daß die Erde, nach dem Stand der Produktivkräfte, jetzt, hier, unmittelbar das Paradies sein könnte - auf einer äußersten Spitze mit der Möglichkeit der totalen Katastrophe sich vereint“ (1980, 55f.). Adornos Sensibilität für das Leid der Individuen baut sich an einer Kritik auf, die zu Recht der Verdrängung, der Leid abwehrenden Icheinschränkung und -verhärtung Schutz vor gesellschaftlichen Zumutungen zuschreibt **und** gleichzeitig eine Förderung dieser Zumutungen. Adorno kritisiert zu Recht, daß das Individuum sich nicht froh von den Institutionen ‚konsumieren‘ (Gehlen) lassen soll. Vielmehr müßte seine Sinnes- und Fähigkeitsentwicklung gerade die Bewährungsprobe sein, an der sich letztlich die Qualität der Organisationen entscheidet, wenn anders die Faszination an deren Leistungsstärke und Eigengesetzlichkeit nicht selbst die Aufmerksamkeit für die menschliche Gegenwart in und mit den Organisationen infragestellen soll. Diese Sensibilität steigert sich adornistisch zu einem Mangel an plastischer Kraft, „Wunden auszuheilen, Verlorenes zu ersetzen, zerbrochene Formen aus sich nachzuformen“ (Nietzsche). Diesem Mangel entspräche es, schon an einer kleinen Wunde zu verbluten. Gemessen an **dieser** Sensibilität muß es dann für Adorno schon „unmittelbar das Paradies“ (1980, 55) sein oder die „Erlösung“ - so der letzte Abschnitt in der ‚Minima Moralia‘. Eine Berührungsangst - eben die der schö-



nen Seele - stellt sich ein, mit der Wirklichkeit sich anders als negierend einzulassen, ist sie doch durch die „Erbsünde“ (1970, 241) eines von Anfang an gewalttätigen Naturverhältnisses existenziell und tragisch verdorben. Adorniten fasziniert nicht zuletzt der Stil, an dem sie auch andere Theorien messen - eine weit verbreitete Ästhetisierung der Theorie hat hier **einen** Zufluß erhalten. Adornos Denken gerät im Adornismus zum Jargon und wird um seine theoretisch unausgeschöpften Impulse²² gebracht. „Die Gesellschaft rächt sich an Adorno lediglich durch ihre Indifferenz. Das übrige erledigen seine Bewunderer. Diese pflegen die Faktizität der negativen Philosophie als die Faktizität des Gehalts, des 'Telos' der Philosophie zu feiern. Altem Brauch gemäß begrüßen sie die Absicht schon als das Ereignis selbst. Damit holen sie Adorno endlich heim in die Geschichte der abendländischen Philosophie. Fraglos kommt ihnen dabei Adornos Diktion entgegen. Lakonisch und virtuos, präzise und feierlich, traditionell und unkonventionell zugleich, bewirkt sie gerade das, was sie sich untersagt hat: sie merzt die Spuren der Anstrengung aus. Das Bemühen um Eleganz, Perfektion und eine gewisse Erhabenheit und die verhaltene Affinität zu subjektiver Rückhaltlosigkeit werben um die Erfahrungsbereitschaft und gewiß auch um die Zuneigung des Lesers. So verleitet gerade die Philosophie, die sich derzeit mit nichts und niemandem versöhnen möchte, zu vorschneller Identifizierung. ... Dem als genialem Individuum Bewunderten wird zugesprochen, was dieser erst als fernes Ziel erkannt hat. Gerade dieses Wohlwollen verrät Gleichgültigkeit. Behaglich würdigt man den, der einem sagt, daß noch nichts glückte“ (Böckelmann 1969, 26f.).

Wer die Verschwendung objektiver Ressourcen und menschlicher Sinne und Fähigkeiten kritisiert, wird die geistige Produktion einbeziehen. Der Adornismus zeigt ein Mißverhältnis zwischen seinem Glanz an gedanklicher Sensibilität, Raffinesse und Überfeinerung einer geradezu selbstverliebt mäandernden Assoziativität einerseits und dem Elend seiner Grundkonstrukte sowie dem beredten Schweigen zur gesellschaftstheoretischen Frage nach Alternativen zum Bestehenden andererseits. Daß die not-wendenden Perspektiven schon deshalb nicht gedacht werden können, weil sie realiter nicht existieren möchten, ist Adorno nicht als Pessimismus vorzuwerfen. Die Welt wird nicht anders, indem man sie nur anders interpretiert oder schön redet. Vom Standpunkt der Handlungsfähigkeit gilt die eigene Geschäftigkeit und Selbstwirksamkeit als Maß der Welt- und Selbstwahrnehmung. Adornos Kritik daran ist aktueller denn je angesichts der sog. Realpolitik, die Mitmachen als Gestaltung verklärt.²³ Adornos Perspektivlosigkeit

resultiert nicht nur aus dem möglicherweise existierenden objektiven Mangel an Alternativen, sondern aus den gezeigten theoretischen Schwächen seines Denkens. Adornos Ideale (Freiheit, Autonomie, Bildung, Kunst usw.) hypostasieren Momente und werden nicht in der realen gesellschaftlichen Aufbauordnung gedacht. Diese Ideale emigrieren in eine Transzendenz, die nicht nur die bestehende Gesellschaft, sondern Gesellschaftlichkeit überhaupt blamieren muß. Es entsteht eine Hyperkritik, die jede wirkliche Kritik überbietet und desavouiert. Vor allem zeigen Adornos Theorie latent und der Adornismus manifest die Verselbständigung des kritischen Theoretisierens im Genuß an sich selbst. Dann mißraten die Themen des Denkens zum Anlaß, das Theoretisieren auszubreiten und zu zelebrieren. Das Denken gerät in das Anziehungsfeld von Ästhetisierung und Rhetorik. Argumente imponieren, insofern sie besser formuliert als gedacht sind. Mit dem Adornismus entstehen der imaginäre Reichtum eines kulturellen Paralleluniversums und eine Heimat, die die reale Welt als ihr Gegenteil und als in ihr, der Heimat, ideell überwunden **deutet**. Im Vergleich zur eleganten Brillanz der kritischen Weltanschauung und ihrer erlesenen Theorieobjekte mutet die gesellschaftstheoretische Erkenntnisarbeit als banal und profan an. Gedanken und Begriffe, die in bestimmten Theorien einen bestimmten Sinn und Ort aufweisen, werden im Adornismus zur Artikulationsform einer Stimmung vager und scheinradikaler Distanz zur Gesellschaft. Durch die Teilhabe am Adornismus entsteht der Dünkel, in eigener Substanz jener Welt, der man pragmatisch in ihrer Faktizität Tribut zollen muß, wenigstens ideell längst enthoben zu sein. Der Adornismus erweist sich als Bestandteil einer Kultur, in der die Funktionslust der subjektiven Verausgabungen und der dabei einschlägige Formenreichtum und -glanz das substantielle Elend der Praxis im gesellschaftlichen Stoffwechsel vergessen läßt oder sie zu einer bloß gewußten, aber das Subjekt eigentlich nicht recht angehenden Materie depotenziert. Nicht nur verweisen die Themen der sog. ‚Kritischen Theorie‘ auf zentrale Fragen kritischer Gesellschaftstheorie. Gerade der Adornismus eignet sich zur Reflexion der jedem kritischen Theoretisieren nicht zufällig von außen zustoßenden, sondern ihm immanenten Gefahr und Versuchung. Unter Voraussetzung der real ungelösten Problematik - der mangelnden Alternative zur unreflektierten Moderne und zu kapitalistischen Strukturen - erhebt sich das Theoretisieren und gewinnt wie das Symptom in der Neurose eine Selbstbezüglichkeit, Maßlosigkeit und raumgreifende Materialität, die **ihren** Teil dazu beiträgt, die zugrundeliegende Problematik ungelöst zu lassen.

e-mail: M.Creydt@t-online.de

Literatur und Anmerkungen:

- Adorno, Theodor W.** 1940: Fragmente über Wagner. In: Zeitschrift für Sozialforschung. Jg. 8, 1939/40. New York
- Ders. 1963: Eingriffe. Frankf.M.
- Ders. 1969: Stichworte. Kritische Modelle 2. F/M
- Ders. 1970: Negative Dialektik. Frankf.M.
- Ders. 1972; Zur Logik der Sozialwissenschaften. In: Ders.; Albert, Hans; Dahrendorf, Ralf u. a.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt.
- Ders. 1973: Vorlesung zur Einleitung in die Soziologie (im Sommersemester 1968), Raubdruck Frankf.M.
- Ders. 1973a: Dissonanzen. In: Ders.: Gesammelte Schriften Bd. 14
- Ders. 1976: Studien zum Autoritären Charakter. Frankf.M.
- Ders. 1976a: Minima Moralia. Frankf.M.
- Ders. 1977: Resümee über Kulturindustrie. In: Ders.: Gesammelte Schriften Bd. 10.1
- Ders. 1979: Soziologische Schriften. Bd. 1. Fr./M
- Ders. 1980: Ästhetische Theorie. Frankf.M.
- Ders. 1981: Noten zur Literatur. Frankf.M.
- Ders. 1985: Philosophie der neuen Musik. Fr./M
- Ders., **Horkheimer, Max; Kogon, Eugen** 1985: Die verwaltete Welt oder: Die Krise des Individuums. Ein Gespräch zwischen Adorno, Horkheimer und Kogon. In: Horkheimer, Max: Gesammelte Schriften Bd. 13. Frankf.M.
- Ders., **Gehlen, Arnold** 1974: Ist die Soziologie eine Wissenschaft vom Menschen? Ein Streitgespräch (von 1965). In: Grenz, Friedemann: Adornos Philosophie in Grundbegriffen. Frankf.M.
- Althusser, Louis** 1968: Für Marx. Frankf.M.
- Baethge, Martin** 1994: Arbeit und Identität. In: **Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth** (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankf.M.
- Beier, Christel** 1976: Zur Struktur des Totalitätsbegriffes in der kritischen Theorie Adornos. In: Ritsert, Jürgen (Hg.): Zur Wissenschaftslogik einer kritischen Soziologie. Frankf.M.
- Dies. 1977: Zum Verhältnis von Gesellschaftstheorie und Erkenntnistheorie: Untersuchungen zum Totalitätsbegriff in der kritischen Theorie Adornos. Frankf.M.
- Böckelmann, Frank** 1969: Die Möglichkeit ist die Unmöglichkeit. In: Schoeller, W.F.: Die neue Linke nach Adorno. München.
- Böhm, Andreas; Scharping, Michael** 1996: Kritik der Autonomie. In: Brentel, Helmut; Görg, Christoph; Reusswig, Fritz u.a. (Hg.): Gegensätze. Elemente kritischer Theorie. FS Ritsert. Frankf.M.
- Bourdieu, Pierre** 1991: Die politische Repräsentation. In: Berliner Journal für Soziologie, H. 4
- Breuer, Stefan** 1987: Adorno und Luhmann. In: Leviathan H. 1
- Cohen, G. A.** 1982: The Structure of Proletarian Unfreedom. In: Philosophy and Public Affairs 12, No. 1, Princeton.
- Creydt, Meinhard** 1998: Luhmanns System. In: Kommune H. 1, Jg. 16
- Ders. 2000: Theorie gesellschaftlicher Müdigkeit. Frankf.M.
- Ders. 2001: Zur Kritik der Demokratie. In: Die Aktion (Nautilus-Verlag, Hamburg), 202, 21. Jg.
- Ders. 2001a: Sonderweg und Abweg. Zur Kritik einer deutschen Vergangenheitsbewältigung. In: Utopie kreativ, H. 127
- Ders. 2001b: Partizipatorische Planung und Sozialisierung des Marktes. Aktuelle Modelle in der angelsächsischen Diskussion. In: Berliner Debatte Initial H. 3
- Ders. 2002: Frauen als moralische Sieger. In: Die Aktion (Hamburg) H. 204, 22. Jg.
- Ders. 2003: Die institutionellen Strukturen nachkapitalistischer Gesellschaften. In: Reissig, Olaf u. a. (Hg.): Mit Marx ins 21. Jahrhundert. Hamburg
- Dannemann, Rüdiger** 1987: Das Prinzip Verdinglichung. Frankf.M.
- Demirovic, Alex** 1988: Die Demokratietheorie von Marx. In: Das Argument H. 172, 30. Jg. 1988
- Demmerling, Christoph 1994: Sprache und Verdinglichung. Frankf.M.
- Diner, Dan** 1990: Perspektivenwahl und Geschichtserfahrung. In: Pehle, W. (Hg.) Der historische Ort des Nationalsozialismus. Frankf.M.
- Eisel, Ulrich 1980: Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer ‚Raumwissenschaft‘ zur Gesellschaftswissenschaft. Kassel
- Ferry, Luc; Renaut, Alain** 1987: Antihumanistisches Denken - Gegen die französischen Meisterphilosophen. München
- Gilcher-Holtey, Ingrid** 1993: 1968 in Frankreich: Die große Parallelaktion. In: Berliner Journal für Soziologie, H. 4
- Gutte, Rolf; Huiskens, Freerk** 1997: Alles bewältigt, nichts begriffen! Nationalsozialismus im Unterricht. Berlin
- Halfmann, Jost; Rexroth, Tillman** 1976: Marxismus als Erkenntnistheorie. Sohn-Rethels Revision der Werttheorie und die produktiven Folgen eines Missverständnisses. München
- Haug, Wolfgang Fritz** 1986: Die Faszisierung des Subjekts. Westberlin
- Hecker, Konrad** 1996: Der Faschismus und seine demokratische Bewältigung. München
- Heinsohn, Gunnar** 1995: Warum Auschwitz? Reinbek bei Hamburg
- Horkheimer, Max** 1974: Kritik der instrumentellen Vernunft. Frankf.M.
- Ders.; Adorno, T.W. 1984: Dialektik der Aufklärung. Frankf.M.
- Jaerisch, Ursula** 1975: Sind Arbeiter autoritär? Frankf.M.

Kohlstruck, Michael 1997: Zwischen Erinnerung und Geschichte. Berlin
 Ders. 1997b : Der Umgang mit dem Nationalsozialismus. In: PVS H. , Jg. 38
Koltan, Michael T. 1999: Adorno, gegen seine Liebhaber verteidigt. In: Jour-fixe-initiative Berlin: Kritische Theorie und Poststrukturalismus. Hamb.
Krahl, Hans- Jürgen 1971: Konstitution und Klassenkampf. Frankf.M.
Krölls, Albert 1988: Das Grundgesetz als Verfassung des staatlich organisierten Kapitalismus. Wiesbaden
Kudszus, Hans 1968: Die Kunst versöhnt mit der Welt. In: Über T.W. Adorno (Mit Beiträgen von J. Habermas, B. Willms u.a.). Frankf.M.
Liebknecht, Karl 1969: Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 1, hg. v. Böhme, H. Frankf.M.
Merleau-Ponty, Maurice 1966: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin
Marx, Karl; Engels, Friedrich 1956ff.: MEW.
Müller, Rudolf Wolfgang 1977: Geld und Geist. Frankf. M.
Müller-Sachse, Karl H. 1981: Unterhaltungssyndrom. Massenmediale Praxis und medientheoretischer Diskurs. Frankf.M.
Nagler, Norbert 1979: Freud, Freudomarxisten, Kritische Theorie des Subjekts - Problematisierung

zentraler Prämissen und der kategorialen Struktur. Frankf. M. (Diss.)
Nietzsche, Friedrich 1980ff.: Kommentierte Studienausgabe, hg. v. Colli/Montinari. München
Reusswig, Fritz; Scharping, Michael 1988: Hegelsche Argumentationsfiguren in der Soziologie Adornos. In: Ritsert, Jürgen: Das Bellen des toten Hundes. Frankf.M.
Rohbeck, Johannes 1993: Technologische Urteilskraft. Frankf.M.
Sloterdijk, Peter 1996: Selbstversuch. München
 Ders. 1987: Kopernikanische Mobilmachung und ptolemäische Abrüstung. Frankf.M.
Tichy, Matthias 1977: T.W. Adorno Das Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem in seiner Philosophie. Bonn
Türk, Klaus 1995: ‚Die Organisation der Welt‘- Herrschaft durch Organisation in der modernen Gesellschaft. Opladen
Vollmer, Randolph (1986): Die Entmythologisierung der Berufsarbeit. Opladen
Wacker, Ali 1979: Zur Aktualität und Relevanz klassischer psychologischer Faschismustheorien. In: Paul, G.; Schoßig, B. (Hg.): Jugend und Neofaschismus. Frankf.M.
Wood, Ellen Meiksins 1982: Die Trennung von Ökonomie und Politik. In: Das Argument 24.

- 1 Quellenangaben ohne Namensnennung verweisen auf ein Adorno-Zitat.
- 2 „Heimat kommt auf (die noch keine Bleibe war), wenn ich in den Minima Moralia wieder lese. Wie gewissenhaft und prunkend (sic!) gedacht wurde, noch zu meiner Zeit! Es ist, als seien seither mehrere Generationen vergangen“ (Botho Strauß: Paare, Passanten).
- 3 Vgl. zur kapitalismustheoretischen Kritik dieser Figur: Müller 1977, 190ff.; Halfmann, Rexroth 1976, 79ff. Zur gravierenden Differenz zwischen Adornos mit dem Opfer amalgamierten Tauschbegriff und dem Tausch im Kapitalismus vgl. Koltan 1999.
- 4 Vgl. als Schlüsselstelle zum Verhältnis Individuum-Gesellschaft: 1979, 54-56. Vgl. zu Adorno Tichy (1977) sowie Reusswig und Scharping (1988), vgl. materialiter zur gesellschaftlichen Aufbauordnung und zum Verhältnis der Lebenswelt zu den modernen und kapitalistischen Strukturen Creydt 2000, 263 - 382.
- 5 Nicht durch einen Schlüssel oder eine Nummer, sondern durch eine Nummernkombination öffnet sich der Kassenschrank (1970, 166).
- 6 Adorno beruft sich auf diese im positiven Sinne unvorhersehbaren indirekten Wirkungen selbst - vgl. 1963, 125.
- 7 Für moderne Gesellschaften ist diesbezüglich der Pariser Mai 68 ein interessantes Beispiel. Vgl. Gilcher-Holtey 1993 und Ferry, Renaut 1987.
- 8 „Wer von Organisationen in Begriffen wie ‚stahlhartes Gehäuse der Hörigkeit‘ oder ‚Unentrinnbarkeit‘ (wie M. Weber) spricht, lähmt bereits das Denken jeglicher Alternative, betreibt somit in der Konsequenz affirmative Kritik“ (Türk 1995, 88).
- 9 Vgl. zu beidem eingehender Creydt 2000, 216-246.
- 10 Den „Halbklaren“ gelten „schnellmürrische Urteile über das Zerbrechlichste schon für Erfolge der Kritik“ (Sloterdijk 1996, 117).
- 11 Vgl. Haug 1986, Heinssohn 1995, 129ff.; Gutte, Huisken 1997, 139ff.; Hecker 1996.
- 12 „Auch Schopenhauers Neigung, das Wesen der Welt ... unterm humanen Blick als absolut Negatives zu identifizieren, ist dem Stand des Bewußtseins nicht angemessen; der Anspruch totaler Subsumtion allzu analog dem positiven seiner ihm verhaßten

- Zeitgenossen, der Idealisten“ (1970, 370, vgl. a. 31).
- 13 Vgl. zu ihrer Kritik Wood 1982, Demirovic 1988, Cohen 1982, Bourdieu 1991, Krölls 1988. Vgl. zur Zusammenfassung dieser weitgehend tabuisierten Kritik der Demokratie Creydt 2001.
- 14 Vgl. zur Kritik MEW 23, 208, GR 159f., MEW 4, 160, vgl. Creydt 2000, 134ff.
- 15 Vgl. zur Kritik des Topos ‚Verselbständigung der Mittel‘ Rohbeck 1993.
- 16 Vgl. zur Darstellung dieser institutionellen Konzepte einer nachkapitalistischen modernen Gesellschaft Creydt 2001b, 2003.
- 17 Auch die Kulturindustrie wird so kritisiert - vgl. zur Kritik daran Müller-Sachse 1981, 155- 179.
- 18 Vgl. zur Kritik dieser Idealisierung von Zwischenmenschlichkeit Creydt 2000, 283ff., Creydt 2002.
- 19 Genau an dieser Stelle setzt Sloterdijks (1987, 36ff.) überzeugende Kritik an Adornos Verständnis moderner Kunst an.
- 20 Breuers (1987) Diagnose einer Konvergenz zwischen Adorno und Luhmann erweist angesichts der Formalisierung, die Luhmanns Denken eigen ist (vgl. zur Kritik Creydt 1998 und 2000, 84-110), Adorno keinen Gefallen. Breuers Vergleich bestätigt aber die frühe Beobachtung zu Adorno, die „konkrete und materiale Geschichte“ „wandere immer mehr aus seinem Begriff gesellschaftlicher Praxis aus“ und sei zum Schluß „derart verdunstet, daß sie der transzendentalen Armut der Heideggerschen Kategorie assimiliert erscheint“ (Krahl 1971, 288).
- 21 „Die Maschine hat den Piloten abgeworfen“ (Horkheimer 1974, 124).
- 22 Vgl. u.a. Eisel 1980 zur ‚Dialektik der Aufklärung‘, Böhm und Scharping 1996 zur Moral, Demmerling (1994, 126ff.) zu Sprache und Verdinglichung, Gruschka in vielen Veröffentlichungen und in seiner Zeitschrift ‚Pädagogische Korrespondenz‘ zur „bürgerlichen Kälte“ (Adorno) in der Pädagogik.
- 23 Vgl. meine Auseinandersetzung mit der ‚Realpolitik‘ in Berliner Debatte Initial 2/2000, Kommune 7/99, Sozialismus 9/99, Utopie kreativ 10/99, Weg und Ziel (Wien) 4/99. Vgl. <http://mitglied.lycos.de/MeinhardCreydt/publ.html>.

Robert Foltin

Soziale Bewegungen in Österreich: Differenzierung der Szenen

Im folgenden handelt es sich wieder um einen Ausschnitt aus einem größerem Text; durch meine eigene Vergangenheit ist er stark auf die Ereignisse in Wien bezogen. Nach dem Abflauen der 1968er-Bewegung kam es zur Herausbildung leninistischer Gruppen (K-Gruppen), die in der ersten Hälfte der 1970er die linke Szene auch hier dominierten. Schon parallel dazu, aber mit einem Höhepunkt in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre, vervielfältigten sich die Szenen. Um diese Entwicklung geht es in diesem Abschnitt. Diskussionsbeiträge, kritische Ergänzungen, Details, Korrekturen, insbesondere von damals Beteiligten, sind erwünscht, der Text ist als Entwurf zu verstehen (und außerdem gekürzt).

Schon parallel zum leninistischen Intermezzo entwickelten sich die Strukturen einer vielfältigen Bewegung. Aus der Identifizierung mit einer Partei wurde die Identität mit einem Ausschnitt der Gesamtgesellschaft. Aus dem Wunsch nach einem anderen Leben entstand eine Reihe von Projekten, die Identifikation erfolgte mit der eigenen Kommune, Gruppe, „Familie“. Durch den Feminismus erkannten sich Frauen als Subjekt. Schwule und Lesben begannen zu ihrer Identität zu stehen. Parallel dazu entwickelte sich die Anti-Zwettendorf-Bewegung, die durch den Erfolg bei der Volksabstimmung Österreich zu einem wichtigen Zentrum der Ökologiebewegung machte. Der „politische“ Teil dieser vielfältigen Szene waren die so genannten Spontis. Die wichtigsten Auseinandersetzungen verschoben sich in die Reproduktionssphäre - die Arena, gefordert als Kultur- und Kommunikationszentrum, war der lebhafteste Ausdruck davon.

Anders leben

Versuche, das eigene Leben anders zu organisieren, hauptsächlich in Kommunen und Wohnge-

meinschaften, aber auch in Projekten wie dem ersten und zweiten Kinderkollektiv, entstanden bereits Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre, während die leninistischen Gruppen ihren Höhepunkt erreichten. Ein Kommuneprojekt soll genauer behandelt werden, weil es seinen Ursprung hauptsächlich in Wien hatte und auch die dortige Szene beeinflusste: die von dem Aktionisten Otto Mühl gegründete AAO (Aktionsanalytische Organisation)¹.

Die AAO hatte grundlegende Prinzipien: Gemeinschaftseigentum und freie Sexualität als Befreiung von der Unterdrückung als Kleinfamilienmensch, damit die Ablehnung der Zweierbeziehung. Im Zentrum stand die Selbstdarstellung als Kern der Aktionsanalyse, vor der Gruppe sollte versucht werden, schreiend, spuckend, schlagend etc. die eigenen Verklemmungen, den Körperpanzer zu überwinden. Begonnen wurde dieses Projekt in der Wohngemeinschaft des Aktionskünstlers Otto Mühl. 1972 wurde der Friedrichshof im Burgenland erworben, wo nach dem Ausbau 1974 eine Tischlerei, ein Transportunternehmen, Viehzucht und Landwirtschaft betrieben wurden. Es entstan-

den eine regelmäßige Zeitung (AA-Kommune-Nachrichten), ein Verlag und eine Reihe von Projekten in mehreren europäischen Städten. 1977 existierten neben dem Friedrichshof 18 Kommunen mit 15 bis 40 Mitgliedern. Auffällig waren die Kommunarden durch ihr Aussehen, die Haare waren geschoren, die Kleidung einheitlich, um die sexuellen Wünsche gleichwertig und ohne Äußerlichkeiten entstehen zu lassen. Das Konzept wurde zu einem großem Teil von Wilhelm Reich übernommen, einschließlich seiner Genitalfixiertheit und Homosexuellenfeindlichkeit. Innerhalb der Kommune herrschte eine strenge Hierarchie entsprechend der „Bewußtseinsklasse“. Mühl stand an der Spitze, um ihn eine autoritäre Elite (der „12er“-Rat), die hauptsächlich aus Frauen bestand. 1978 wurde die AAO aufgelöst, das Gemeinschaftseigentum abgeschafft, Lohn und Geld wieder eingeführt, auch die „freie Sexualität“ wurde eingeschränkt. Der Friedrichshof schloß sich ab da für Jahre von der Szene ab, 1988 heiratete Otto Mühl. 1991 wurde Mühl verhaftet, wegen Mißbrauchs von Kindern angeklagt und zu fünf Jahren verurteilt (vgl. Danneberg 1998, S. 274ff).

Die AAO war (bis 1978) keineswegs isoliert. Sie machte nicht nur über ihre Veröffentlichungen Werbung, sondern ihr Konzept wurde in der Spontiszene diskutiert. So kamen AAO-Frauen auf Frauenfeste, und Feministinnen besuchten den Friedrichshof, weil sich innerhalb der Kommune eine eigene Gruppe namens *Frauenforderung* gebildet hatte. Daraufhin gab es einen kritischen Artikel in der Spontizeitung „Springinkal“ (Nr. 3 Juli 1976, S. 15ff), wo über die trotzdem bleibende Männerdominanz geschrieben wird, alles weibliche, verniedlichende, humane werde dort als schwul bezeichnet. Zur erfolgreichsten Zeit 1977 gab es eine Abspaltung, die BBO, die teilweise das autoritäre Konzept kritisierte, sich außerdem weitergehend engagierte, als sie ein regelmäßiges Wiener WG-Treffen organisierte. Schon von Anfang an bestand der Verdacht, daß es der BBO bei den Treffen auch nur um die Gewinnung neuer TeilnehmerInnen ging. Die Abschaffung des Eigentums und die freie Sexualität wurde akzeptiert, aber der Sektencharakter der AAO kritisiert. 1977 gründete sich auch eine WG mit einem gemäßigteren Modell der Selbstdarstellung, sie mußte nicht aggressiv sein, im Gegenteil, sie durfte auch Spaß machen. Außerdem wollten die teilweise schwulen Teil-

nehmerInnen nicht von der Homosexualität geheilt werden, sondern sahen auch das homosexuelle Leben und Erleben als Bereicherung („die AAO hat noch immer Schwulenangst wie Papa Reich“, ZB 14, Nov 1977, S. 11).

Die größte Wirkung erreichten sie in der Zeit, wo auch bei Polit-AktivistInnen wieder die Veränderung des eigenen Lebens im Zentrum stand, die Spontis auftauchten und die daraus entstehende Alternativbewegung. Längerfristige Nachwirkungen, z.B. der AAO-Abspaltungen gibt es nicht mehr, sie sind heute von der Bildfläche verschwunden. Die indirekte Wirkung erfolgte über das soziale Feld aus WGs (Wohngemeinschaften) und Projekten, in denen nicht so radikal experimentiert wurde und deren Lebenskonzept nicht so stark ideologisiert war.

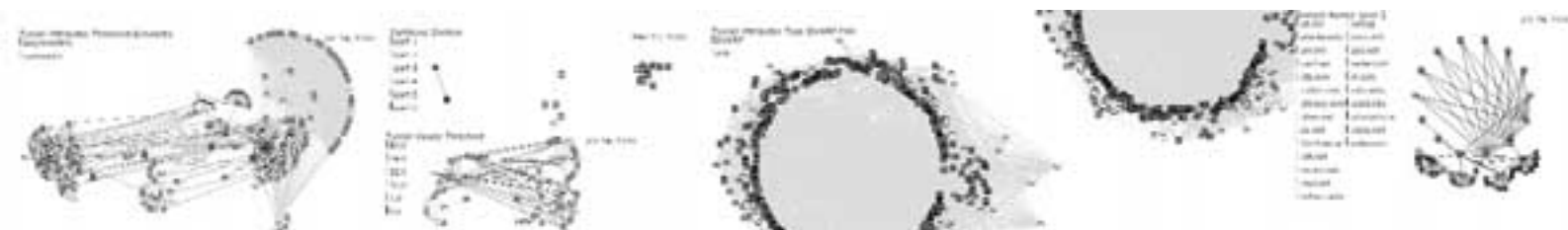
Die ersten WGs, damals teilweise noch Kommunen genannt, entstanden schon 1968 / 1969. So berichteten mehrere Tageszeitungen 1969 über das Leben in einer der ersten Kommunen am Nestroyplatz (vgl. den Nachdruck eines Kurierartikels von Elfriede Hammerl in Danneberg et. al. 1998, S. 304ff). Es wurde zwar über „freie Sexualität“ diskutiert und sie wurde auch gelebt, aber nicht so radikal wie z.B. in der AAO. Sexualität war selbstverständlicher als in späteren Phasen:

Karin: [...] Da ging das Vögeln kreuz und quer los, ich weiß gar nicht, wie ich sie überlebt habe, diese Zeit ... (lacht) ... so wenig Ordnung. Aber andererseits dieses intensive Gefühl zu leben, das war auch wieder sehr schön.

Sissi: Hatte das Herumvögeln in der Wohngemeinschaftsszene etwas Erotisches für dich?

Karin: Ja, für mich hatte es das. Das war wirklich sexuelle Befreiung, ich meine, ich habe in diesen Beziehungen meine ganze sexuelle Empfindungsfähigkeit kennengelernt ² (Holzinger/ Spielhofer 1998, S.315)

Um 1970 war die Szene noch so klein, daß alle sich gekannt haben, die in einer WG wohnten, bis 1977 hat sich das dann verbreitert und aufgesplittert. Erste Frauen-WGs gründeten sich, es entstanden WGs mit verschiedenen ideologischen Ansprüchen, teilweise in der Lebensführung, teilweise gespalten nach politischen Organisationen. Immer mehr entstanden auch nur als billige Form des



Zusammenlebens (Zweck-WGs), sie gründeten sich, weil sich Studierende aus den Bundesländern zusammenschlossen oder weil sie die gleiche Studienrichtung hatten (ArchitekturstudentInnen, KunststudentInnen....). Heute sind WGs ohne ideologischen Anspruch eine Lebensform unter vielen, der Einfluß der typischen Kleinfamilie hat sich reduziert und nimmt weiter ab.

Die damaligen Kindergärten waren hauptsächlich Aufbewahrungsanstalten für Kinder. Für die AktivistInnen um und nach 1968, besonders Frauen (aber auch Männer) mit Kindern, war es aus diesem Grund wichtig, eine andere Umgebung für die Kinder zu schaffen. Über die Kinderladenbewegung und antiautoritäre Erziehung wurde diskutiert, Bücher über Summerhill und auch andere Projekte gelesen. 1969 entstand im Kritischen Klub, in den Räumen des „Neuen Forum“ (die wichtigste Zeitung der damaligen Linken) das erste Kinderkollektiv als antiautoritärer Kindergarten, das aber bald wieder eingestellt wurde. Das zweite Kinderladenkollektiv wurde 1971 gegründet, hatte aber erst ab 1973 feste Räumlichkeiten, eine alte Konsumfiliale. An den Umgang mit Kindern wurden hohe Ansprüche gestellt, die Diskussionen und die Ansprüche scheiterten *an der Überforderung der Erzieher - Ausgeflippte aller Bundesländer -, an den äußeren Bedingungen: Wir belebten Wohnungen und Abbruchhäuser, Abenteuerspielplätze und provisorische Unterkünfte aller Art* (Holzinger 1991, S. 41). 1974 wurde der Kinderladen Tempelgasse gegründet, der aber nach zwei Jahren scheiterte, die Eltern resignierten und brachten ihre Kinder zum Großteil in Regelkindergärten unter. Ab 1976 entstanden dann mehrere Kindergruppen, die sich weniger an ideologischen Konzepten orientierten, sondern vor allem alternative Möglichkeiten zu den öffentlichen Einrichtungen suchten. Ab 1977 gab es gemeinsame Aktivitäten der Wiener Kindergruppen und 1978 wurde die „Wiener Elterninitiative“ gegründet, die versuchte, verstärkt auch Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben (Weber 1991, S.14ff). Damit war die Grundlage zur Ausbreitung der Kindergruppen gelegt (1981 gab es in Wien 14, 1983 26 und 1991 40, Fischer-Kowalski et.al. 1991, S. 18). Die Kindergruppen waren ein permanentes schlechtes Gewissen für die Regelkindergärten, deren Rigidität und Disziplin sich nicht allein wegen der Kindergruppen, aber auch, abgeschwächt hat.

Feminismus

Auch die Frauenbewegung entstand bereits zu einer Zeit, als noch die K-Gruppen dominierten. Die zentrale Organisation der autonomen Frauenbewegung in den 1970ern war auf jeden Fall die AUF (Aktion Unabhängiger Frauen), die informell

am 4. November 1972 entstand und am 29. September 1973 offiziell als Verein konstituiert wurde. In Österreich gab es keine spektakuläre Gründungsaktion wie die Tomaten auf Männer des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) in Frankfurt am 13. September 1968 („Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen“). Von einzelnen Frauen und Männern wurden bereits damals die internationalen Entwicklungen rezipiert. Schon 1969 machten Frauen im VSM (Verband Sozialistischer Mittelschüler) ein Flugblatt gegen die eigenen Männer „Wir wollen nicht länger Tast- und Tapsobjekt flaumbärtiger Jungrevolutionäre sein!“ (Keller 1983, S. 122). Im Neuen Forum 212 vom August 1971 erschien ein Block über die internationale Frauenbewegung. Neben einem Artikel des unsäglichen Günther Nenning „Wir Männer sind Schweine“ wurde ein Text über die US-Frauenbewegung von Germaine Greer („Warum hassen uns die Männer?“) veröffentlicht, eine Antwort von Heidi Pataki auf Nenning und eine Zusammenfassung über feministische Literatur von Trautl Brandstaller. In der nächsten Nummer (213, Sept / Okt 1971) wurde versucht, eine Diskussion über den vaginalen und klitoralen Orgasmus auszulösen, allerdings mit dem Artikel eines Mannes, Norman Mailer, der die Dominanz des vaginalen Orgasmus in Frage stellte (die Diskussion in den USA war schon um einiges weiter) *Die Anerkennung des Klitoris-Orgasmus als Tatsache würde die Institution der Heterosexualität bedrohen*. Auch die Feministin Ti-Grace Atkinson wird zitiert: *Die große Mehrheit der Frauen, die vorgibt, einen Vaginal-Orgasmus zu haben, täuscht das nur vor, um den Job zu kriegen*. Am Muttertag 1971 (7.Mai) kam es zu einer ersten (kleinen) Demonstration von linken FrauenrechtlerInnen aus dem FÖJ-Umfeld³, die mit Pfannen und Kochlöffeln über die Mariahilferstraße zogen (Geiger/ Hacker 1989, S. 13).

Die eigentliche Grundlage einer Struktur autonomer Frauen wurde in linken Organisationen⁴ gelegt: 1969 hatte sich der „Arbeitskreis Emanzipation im Offensiv Links“ (FÖJ) zur „Demokratisierung der Beziehungen zwischen Mann und Frau“ gebildet - er löste sich Mitte 1972 auf. In der Jungen Generation der SPÖ gab es ab 1970 den AKE (Arbeitskreis „Emanzipation der Frau“), der sich mit Problemen der Kindererziehung und der Kindergärten beschäftigte, den Schwerpunkt seiner Arbeit aber in der Abschaffung des Abtreibungsparagraphen 144 sah (Geiger/ Hacker 1989, S. 13). Innerhalb der Linken bereitete es Schwierigkeiten, Frauenthemen durchzusetzen. Im März 1973 (Nr. 230/231) erschien das Neue Forum mit einem Schwerpunkt zur Frauenbewegung, wo neben Texten von internationalen Größen wie Germaine

Greer, Angela Davis und Alice Schwarzer auch Beiträge aus Österreich, u.a. vom AKE zur Diskussion standen. (Einleitung: *Jede Zeile dieses Heftes, die sich mit der Frauenbewegung beschäftigt, wurde von Frauen, die sich im Dunstkreis des NF bewegen, erkämpft.* S. 31) Auch ein zweiteiliger Artikel von Valie Export, „Womans Art“, wurde unter großen Schwierigkeiten durchgesetzt (Nr. 228, Januar 1973 und 230/231, März 1973).

Eine Arbeitstagung des AKE im Herbst 1972 war für einige Frauen der Anstoß, eine parteiunabhängige Frauengruppe zu gründen. Im Oktober wurden erste Thesen verschickt und die Gründungsversammlung der AUF am 4. November erwies sich als überraschender Erfolg, statt der erwarteten 30 kamen über 50 Frauen. Es entstanden Arbeitsgruppen, jeden Montag wurde ein „Open House“ als Kontaktmöglichkeit für Interessierte im Café Alt-Wien abgehalten. Die Themen waren noch sehr stark von der „Neuen Linken“ beeinflusst („bürgerliche und proletarische Frauenbewegung“, „die Frau in sozialistischen Ländern“ oder „die Frau in China“). In den nächsten Jahren beteiligten sich die AUF-Frauen auch an allen Aktionseinheiten zur Unterstützung von internationalistischen Demonstrationen (zu Vietnam im Dezember 1972, gegen den Militärputsch in Chile im September 1973, zur Unterstützung politischer Gefangener im Iran im Dezember 1973, im April 1974 gegen Folter und Terror in Chile). Zu Beginn wurde noch diskutiert, ob Männer vollständig oder nur partiell ausgeschlossen werden sollten, die Entscheidung fiel dann eindeutig gegen die Männer, aber noch drückte sich eine Ambivalenz gegenüber der eigenen Radikalität aus. Viele Frauen, die in linken Organisationen unzufrieden waren, aber auch andere, konnten sich in einem Frauenzusammenhang erst einmal wohlfühlen, die Forderungen und Diskussionen waren aber noch durch die männlich dominierten linken Organisationen beeinflusst. Ab Herbst 1973 erschienen die „AUF-Mitteilungen“, ab Oktober 1974 die AUF als periodische Zeitung. Noch heute, nach beinahe dreißig Jahren, ist diese Zeitung ein wichtiges Organ der feministischen Bewegung. Zu Beginn war die Gruppe von linken Treffpunkten abhängig, nach langer Suche und nach schwierigen Instandsetzungsarbeiten wurde Anfang 1975 ein Frauenzentrum in der Tendlergasse im 9. Bezirk eröffnet (Geiger/ Hacker 1989, S. 15ff). Schon vorher, aber besonders für die nächsten zwei oder drei Jahre war die AUF die zentrale Institution und der Kristallisationspunkt des Feminismus in Wien und in Österreich.

Die erste Phase der autonomen Frauenbewegung war mit dem Kampf gegen das Verbot der Abtreibung, gegen den § 144, verbunden. Die sozi-

alistische Alleinregierung plante eine Liberalisierung, provozierte aber dadurch vielfältige Aktivitäten der Kirche und konservativer Kreise, insbesondere der „Aktion Leben“. Als sich im Oktober 1972 der Österreichische ÄrztInnenkongress in eine Linie mit der „Aktion Leben“ stellte und sich gegen Abtreibungen aussprach, wurde eine Demonstration an einem langen Einkaufssamstag im Dezember organisiert. In diesem Zusammenhang thematisierte die AUF die Abtreibung auch als allgemeine Unterdrückung der Frauen und nicht nur beschränkt auf den Klassenaspekt (Riese 1989, S. 21). Die Frauen passten sich allerdings noch an die Vorgaben der linken Organisationen an. *Das anstehende Bekenntnis zu einem negativen weiblichen Subjekt stand im Widerspruch mit dem Wunsch, von der Bevölkerung verstanden zu werden.* (Riese 1989, S. 23). Die Propagierung der Fristenlösung war für die nächsten zwei Jahre eine der bedeutendsten Aktivitäten, am 9. November 1973 wurde wieder eine Demonstration organisiert, Pressekonferenzen und Briefaktionen an Abgeordnete und ÄrztInnen wurden durchgeführt. Auch gegen den Katholikentag im Oktober 1974 war es wieder die AUF, die eine Aktionseinheit zusammentrommelte. Kurz vor in Kraft treten des Gesetzes zur Fristenlösung am 1. Jänner 1975 organisierte die AUF eine Fahrt durch Wien, Niederösterreich und Burgenland, um über die Möglichkeiten zur Abtreibung zu informieren (Riese 1989, S. 26). Die davon am meisten profitierende SPÖ hat die AUF zu dieser Zeit als zu feministisch betrachtet, Unterstützung hat es nie gegeben⁵.

1975 und 1976 änderte sich die Art der Herangehensweise der AUF, es kam zu dem, was damals Politik der ersten Person genannt wurde. Die Wende kristallisierte sich (sicher nicht zufällig) um die Frage der Sexualität: Im März 1975 war das Thema eines Plenums der „Mythos vom vaginalen Orgasmus“. Einige Frauen erarbeiteten in diesem Frühjahr eine Broschüre „Wissen wir Frauen alles über unsere Sexualität?“, wo der klitorale Orgasmus als revolutionäre Entdeckung präsentiert wurde. Noch gab es ein Zögern, und vom damaligen Vorstand wurde die Verteilung dieser Broschüre am 1. Mai 1975 verhindert⁶. In diesem Jahr fand die AUF zu einer *Bejahung des Feminismus, zum Prinzip der Selbsterfahrung, zur ideologischen Affirmation von Männerfeindlichkeit und feministischer Radikalität* (Geiger/ Hacker 1989, S. 37). Selbsterfahrung wurde zu einem wichtigen feministischen Prinzip, jede Frau war von den großen Themen „betroffen“: Abtreibung, Verhütung, Erziehung, Gewalt gegen Frauen, Hausarbeit... (Geiger/ Hacker 1989, S. 36ff). Eine neue Generation von Frauen wurde angesprochen und das Auftreten veränderte sich. Ab jetzt gab es am 1. Mai ein eigenes Flugblatt und einen Frauenblock, der nicht nur Transparente mit



Forderungen enthielt, sondern allein durch sein Auftreten ein Manifest war: buntes Erscheinungsbild, selbstbewusste Frauen, Männer mußten draußen bleiben. Auch neue Demonstrationstermine, wie z.B. die Walpurgisnachtsdemo am Abend des 30. April kamen dazu - als Zeichen, daß Frauen keine Angst mehr haben und sich die Nacht erobern („Die Nacht gehört uns, die Hexen sind zurück“). Das Verständnis für Männer hatte seine Wichtigkeit verloren, allein die Negation genügte und damit die Bejahung der Weiblichkeit⁷.

Frauenfeste bekamen eine entscheidende Bedeutung (auch die Teilnahme an Demonstrationen hatte immer auch Performance- und Festcharakter), das erste große öffentliche Frauenfest fand am 30. April 1976 im Palais Liechtenstein statt, nachdem es zu Konflikten mit den VeranstalterInnen einer Frauenwoche im Z-Club (damals ein Ort, wo viele fortschrittliche Veranstaltungen stattfanden) gekommen war: obwohl die AUF maßgeblich an der Organisation beteiligt war, wurde sie nicht erwähnt, außerdem weigerten sie sich, den Ausschluß von Männern von einzelnen Veranstaltungen und vom Fest mit den Musikerinnen „Flying Lesbians“ zu akzeptieren. Das Frauenfest wurde in den Club Links verlegt, aber auch dort gab es Probleme mit Männern. Das erste Fest ohne Abhängigkeit von (männlichen) Organisationen im Palais Liechtenstein war ein voller Erfolg, von da an wurden immer wieder solche Feste durchgeführt. Einer der spektakulärsten Höhepunkte der autonomen Frauenbewegung in Wien war das Frauenfest im Haus der Begegnung im 6. Bezirk am 14. April 1978. Die Überfüllung der Räume führte dazu, daß einige hundert Frauen draußen bleiben mußten. Ein Teil der Wartenden stürmte die Polizeisperren. Weil andere noch immer draußen waren, wurde das zum Anlaß genommen, eine spontane, nächtliche Demo über die Mariahilfer Straße zum „Moulin Rouge“ durchzuführen (Geiger/ Hacker 1989, S. 91ff).

Die Stärke des Feminismus in dieser Zeit kam auch von der Sichtbarkeit, das drückte sich teilweise in der Kleidung aus, es wurden Parolen und Frauenzeichen gesprüht und es war auch die Zeit vielfältiger Aktionen: gegen Sexshops, gegen sexistische Plakate, gegen AbtreibungsgegnerInnen etc. Eine der legendärsten Aktionen

von Teilen der autonomen Frauenbewegung der 1970er Jahre war die Aktion gegen Harald Irnberger, den Herausgeber des linksliberalen Extrablatts. Nachdem die Weihnachtsnummer 1978 mit einer nackten Frau am Titelblatt erschien, entschlossen sich einige Frauen, einen Termin bei Irnberger wahrzunehmen, ihn dann auszuziehen und zu fotografieren: *Das Ende der Aktion: Irnberger als Pinup-Boy*. Viele Frauen waren begeistert und es gab Gerüchte, daß sich andere Journalistenmänner vor ähnlichen Aktionen fürchteten. Ein Foto von ihm erschien u.a. in der bundesdeutschen feministischen Zeitung „Emma“. (Geiger/ Hacker 1989, S. 86ff).

Mit der Stärke der Bewegung nahmen auch die internen Auseinandersetzungen zu, die es ja eigentlich immer gegeben hat, in der Gruppe gab es Auseinandersetzungen zwischen Müttern und Nicht-Müttern, zwischen Lesben und Heterofrauen, zwischen Checkerinnen und ihren Kritikerinnen. Aber auch um die Entstehung von Projekten wie der Frauenbuchhandlung und dem Frauencafé wurde diskutiert, den Aktivistinnen wurden kommerzielle Interessen unterstellt. Ein erster österreichweiter „Frauenkongreß der autonomen Frauenbewegung“ im Mai 1977 mit einigen hundert Teilnehmerinnen endete mit heftigen Konflikten und Diskussionen. Die „Konferenz der Wiener Frauenbewegung“ im Juli des nächsten Jahres wurde nur noch von 80 Frauen besucht (Geiger/ Hacker 1989, S. 90). Es entstanden „konkurrierende“ Initiativen zur AUF wie z.B. die für ein Frauenkommunikationszentrum. Ab 1977 gab sich die AUF eine neue dezentralisierte Struktur, um Spaltungen vorzubeugen und Konflikte zu vermeiden (Geiger/ Hacker 1989, S. 68). Das war bereits der Ansatzpunkt zur Vervielfältigung der Aktivitäten. Viele Frauen, die sich jetzt aktivierten, ließen sich gar nicht mehr organisatorisch einbeziehen, sondern wollten hauptsächlich in ihren Zusammenhängen (auch radikal-feministisch) leben. Mit der Dezentralisierung war die Grundlage für eine Vielfalt von Frauenprojekten, aber auch für Frauenradikalität der 1980er Jahre gelegt⁸.

Zwentendorf

Die breiteste Bewegung der zweiten Hälfte der 1970er Jahre war die gegen das Atomkraftwerk (AKW) Zwentendorf, so-

wohl was die Beteiligung betrifft, wie auch in ihrer Wirkung auf die Gesellschaft und die Eliten in Österreich. Der Widerstand gegen AKWs begann lokal, bevor er u.a. durch die Linke österreichweit und international wurde. Gerade in der Region um Zwentendorf war der Widerstand gegen das geplante AKW minimal. 1970 wurde eine Sternfahrt organisiert, initiiert von WissenschaftlerInnen und UmweltschützerInnen, an der an die 200 Personen teilnahmen. Bei den Bauverhandlungen 1972 in Zwentendorf gab es den Protest einer Einzelperson mit Vollmachten von einigen hundert AnrainerInnen, die von der Stapo aus dem dortigen Saal gewiesen wurde. Dagegen gab es in Vorarlberg zwischen 1973 und 1975 massive Aktivitäten gegen ein geplantes grenznahes AKW in der Schweiz (Rüthi), wobei ein Höhepunkt eine Demonstration mit 20.000 TeilnehmerInnen in Feldkirch war. 1975 gab die Schweizer Regierung die entsprechenden Pläne auf (Brandstätter et. al. 1984, S.159ff).

War bisher der Protest konservativ, „lebensschützerisch“ und teilweise rechtsextrem geprägt, so änderte sich das mit dem Beginn der Planung eines AKW bei St. Pantaleon unweit von Linz. 1974 wurde die „Bürgerinitiative gegen Atomgefahren“ gegründet und bereits im selben Jahr begann sich der Kommunistische Bund (KB - MaoistInnen) Linz an der Bewegung zu beteiligen. 1975 wurde der Bauplatz des AKW Wyhl in Baden-Württemberg besetzt, diese Bewegung erreichte einen Baustopp und motivierte die Öko-AktivistInnen in Österreich. Am 22. April 1975 kam es in Linz zu einer teilweise vom Fernsehen übertragenen Diskussion mit Bundeskanzler Kreisky über Atomkraft, die als argumentativer Sieg der AKW-GegnerInnen gesehen wurde. In Salzburg wurde der Arbeitskreis Ökologie gegründet, in Wien der Arbeitskreis Atomenergie, 1976 und 1977 folgten ähnliche Gruppen in Graz, Innsbruck, Linz und Klagenfurt (Svoboda 1998, S. 143ff).

Die Regierung kündigte eine Aufklärungskampagne über Atomkraft an und förderte so den Zusammenschluß der rechten und linken AKW-GegnerInnen. So wurden am 17. Mai 1976 in Enns die IÖAG (Initiative Österreichischer Atomkraftwerksgegner) gegründet. Von Oktober 1976 bis März 1977 fanden die „Informationsveranstaltungen“ der Regierung in vielen österreichischen Städten statt, immer begleitet von lautstarken Protesten der GegnerInnen, die durch diese Aktivitäten starken Zulauf bekamen. Eine letzte Veranstaltung am 24. März 1977 in Wien wurde aus Angst vor Ausschreitungen abgesagt (3000 DemonstrantInnen gab es an diesem Tag allein in Wien, 4500 in ganz Österreich)⁹. Als Höhepunkt wurde von der IÖAG am 12. Juni 1977 eine Sternfahrt

nach Zwentendorf organisiert, die die Bedeutung der Anti-AKW-Bewegung für Österreich sichtbar machte (Svoboda 1998, S. 150ff). Am 25. Juni demonstrierten dann noch 3000 WaldviertlerInnen gegen den geplanten Standort einer Atommüll-lagerstätte.

Schon die Demonstrationen am 24. März und am 12. Juni waren von den Spontis kritisiert worden, als zu wenig bunt und auch zu brav. Auch der OrdnerInnendienst des KB wurde als lästig empfunden (auch wenn er nicht wirklich funktionierte), die Demonstrationen in Zwentendorf wurden in Spontizeitungen mit einem Fronleichnamzug verglichen. Am 26. Oktober 1977 meinte Bundeskanzler Bruno Kreisky, er müsste mit den AKW-GegnerInnen nicht reden, weil sie nur „Lausbuben und Baader-Meinhof-SympathisantInnen“ seien (Svoboda 1998, S. 152). Außerdem wurde von DemonstrantInnen durch das Niedersetzen auf der Straße der Abtransport eines Festgenommenen verhindert. Daraufhin begannen sich die bürgerlichen und rechten AKW-GegnerInnen von der KB-dominierten IÖAG abzusetzen, sie wollten mit „Linksradi-kalen“ nichts mehr zu tun haben, obwohl gerade auch der KB gegen diese spontaneistischen Aktionen war.

Ab diesem Zeitpunkt zersplitterte die Anti-AKW-Bewegung. Der Unmut gegenüber der vom KB dominierten IÖAG kam von zwei Seiten, die nicht miteinander konnten. Während der KB immerhin das Volk beschwören konnte, und damit eher mit den „Bürgerlichen“ konnte, hatten GRM, FÖJ und Unorganisierte aus dem Umfeld der Spontis größere Probleme mit diesen. Die „Rechten“ aber wollten gerade mit dem KB nicht und griffen ihn an. Zugleich schwankte auch die Position der MaoistInnen über den Charakter der IÖAG, als eher offene Plattform oder als „Massenorganisation“ der eigenen Gruppierung. Gerade in dieser Situation blieb aber der gut organisierte KB handlungsfähig. Es war bezeichnenderweise der „Klassenkampf“, die Zeitung des KB, der im Jänner 1978 die geheime Anlieferung der Brennstäbe aufdeckte und Demonstrationen in Zwentendorf und am Flughafen Hörsching organisierte. Sie mussten mit dem Hubschrauber eingeflogen werden (Svoboda 1998, S. 153, Brandstätter et. al. 1984, S. 176). Bei einer Demonstration nach einem Fest im Prater am 9. April 1978 in Wien kam es zu Auseinandersetzungen zwischen bunten DemonstrantInnen und KB-OrdnerInnen („das ist ja kein Maskenball“ - ZB Nr. 20, S. 16ff). Das karnevaleske Auftreten eines Teils der DemonstrantInnen zeigte das Auftreten eines neuen Subjekts des politischen Spektrums in Wien (teilweise auch in den Bundesländern).

Am 22. Juni 1978 kündigte Kreisky eine Volksabstimmung über Zwentendorf an. Das vereinigte wieder alle AKW-GegnerInnen. Überall entstanden „Stimmt-Nein“-Initiativen, die bestehenden Organisationen wie die IÖAG waren hauptsächlich LieferantInnen von Agitationsmaterial. Es gibt Einschätzungen, daß sich bis zu 500.000 Menschen in dieser Kampagne aktiviert hatten (Brandstätter et. al. 1984, S. 168). Diese Aktivitäten waren die Grundlage für eine Verbreiterung eines zumindest diffus ökologischen Bewußtseins, das in den nächsten Jahren bis in die herrschenden Eliten dominierend werden sollte - wobei das emanzipatorische Element auf das Ökologische beschränkt blieb.

Die Volksabstimmung endete mit einem knappen Nein (50,47%). Dafür gibt es mehrere Gründe: 1. Durch die vielfältige Aktivität von unten konnten die GegnerInnen ziemlich stark mobilisiert werden, während die finanziell, wirtschaftlich und politisch dominierenden Kräfte mit ihren Hochglanzbroschüren die BefürworterInnen nicht in die Wahllokale locken konnten. 2. Um Kreisky zu schaden, rief die ÖVP dazu auf, mit Nein zu stimmen, obwohl die industriellen BefürworterInnen von AKWs in ihren Reihen waren. 3. Die AtomgegnerInnen in der SPÖ, besonders die Jugendorganisationen bewirkten, daß besonders die intellektuellen und akademischen UnterstützerInnen der SPÖ mit Nein stimmten¹⁰.

Spontis¹¹

Ab 1976 änderte sich das Klima in der linken Szene, die Kaderorganisationen dominierten zwar noch immer das Erscheinungsbild, aber an den Universitäten gewannen Basis- und/oder Institutsgruppen an Bedeutung. Immer mehr Einzelpersonen verstanden sich als links, wollten sich aber nicht einer Organisation zugeordnet sehen. Sie wollten sich als undogmatische Linke sehen oder sie waren „unpolitisch“, nur an den Interessen der Studierenden am Institut orientiert.

Aus bestehenden Projekten entstand 1976 die Zeitung „Springinkal - Zentralorgan der umherstreunenden Linken“, sie sollte kein *Instrument zur Verteilung von irgendwelchen Nachrichten sein, sondern die Kommunikation innerhalb der Linken ermöglichen* (Springinkal Nr 1, März 1976, Editorial). Es wurde nicht mehr davon ausgegangen, daß die AktivistInnen eine Elite seien, die den „Massen“ erklären, was für sie gut ist, oder die ihre Version eines Ereignisses als revolutionären Fortschritt anpreisen, sondern es sollte über die eigenen individuellen Schwierigkeiten in WGs, Uni, Fabrik berichtet werden. Die Beiträge in der ersten Nummer zeigen das Spektrum, das sprach und auch

angesprochen werden sollte: die „Fabrik“, ein Alternativprojekt, das anders arbeiten wollte als in der kapitalistischen Gesellschaft, die SchwarzfahrerInnen, die Tipps für die „Erschleichung einer Leistung“ gaben („Fahr dich frei und spar dabei“), die Feministinnen der AUF, die ihr Konzept und ihre Arbeitsgruppen vorstellten, die Amerlinghausleute, die über die Besetzung 1975 und über ihre Vorstellungen berichteten, die Werkstatt für kreative Kommunikation, die Alternativen zur Musikpädagogik anbot, die Schwulen - eine revoltierende Gemischtwarenhandlung (Springinkal 1, März 1976, Nr. 4, Juni 1977)¹².

Die Spontis lehnten in Abgrenzung von den MaoistInnen und TrotzistInnen hierarchische Strukturen ab, was bis hin zur gänzlichen Ablehnung jeder Organisation ging. Außerdem stellten sie die eigene Subjektivität ins Zentrum: Wir wollen alles und das sofort. In der Anfangsphase gab es auch keinen wirklichen Unterschied zwischen einer Alternativbewegung, die an anders organisierte Betriebe innerhalb des Systems (die Arbeit sollte „bunt statt grau“ sein) dachte und in WGs lebte und einer radikalen Ablehnung des Kapitalismus. Später kam dann auch die Kritik an den Illusionen der Alternativen dazu, es wurde auch gesehen, daß die Dynamik des Kapitalismus keinen autonomen Weg, keine ökonomische Nische außerhalb zuläßt.

Der Beginn der Schwulenbewegung in Wien war in Teilbereichen mit der Spontibewegung verbunden, wie eine große Anzahl von Artikeln in den Zeitungen Springinkal und ZB zeigen. Bis zur kleinen Strafrechtsreform 1971 war Homosexualität in Österreich strafbar, als Zugeständnis gegenüber der katholischen Kirche blieben dafür die Paragraphen 209: Schutzalter für männliche Homosexuelle ist bei 18 Jahren, bei heterosexuellen Kontakten beträgt es 14 Jahre, 210: Verbot der gleichgeschlechtlichen Prostitution, 220: Werbeverbot für Homosexualität, 221: Vereinigungsverbot für Homosexuelle. Die Liberalisierung der Sexualität und die internationalen Entwicklungen erlaubten schon in den 1970er Jahren ein leichteres (Über)Leben der Homosexuellen. Die politische Emanzipation war aber mit der Gruppe *Coming Out (CO)* verbunden, die im Winter 1975 gegründet wurde (das folgende nach Handl 1989, S. 120ff und Rudi Katzer: *Subkultur verdirbt die Buben nur* in den Lambda-Nachrichten 3/1984, S. 29ff). Bis 1978 wurde ein Informationsblatt herausgebracht. Es gab Arbeitsgruppen (Politdiskussion, Selbsterfahrungsgruppe, Paragraphengruppe) und einen in der ersten Zeit wechselnden regelmäßigen Treffpunkt. Höhepunkte waren die Einladungen der schwulen Theatergruppen *Brühwarm* aus Hamburg und *Hot Peaches* aus New York. Zum Pfingsttreffen 1977 kamen 150

BesucherInnen ins Treibhaus nach Wien, damals noch eine WG in einer Villa am Stadtrand von Wien¹³ (neben Arbeitsgruppen gab es Kultur, Feste und Spaß). Als Abschluß zogen 200 Schwule teilweise im Fummel durch die Innenstadt. Ab Frühjahr 1977 hatte CO ein Lokal in der Krummgasse, wo es einen regelmäßigen nicht kommerziellen Clubbetrieb gab. 1978 kam es zur Spaltung, die „politischen Schwulen“ zogen ins Treibhaus in der Margaretenstraße, die, die mehr auf Geselligkeit beharrten, blieben in der Krummgasse, mußten aber auch bald aufgeben. Ergänzend muß noch gesagt werden, daß es Mitte der 1970er in kulturellen, intellektuellen und politisch linken Kreisen fast ein bißchen Mode war, homo- oder bisexuell zu sein, oder sich so zu geben (siehe ein sich beklagender Text unter dem Titel „Kaputt in Wien“ in der Arena-Zeitung Nr. 11, Oktober 1977: *immer noch heterosexuell, trotz der „linken Mode“*). Zur gleichen Zeit war auch die Mode relativ androgyn und gerade der Glamourrock, aber auch Soul und Disco (von Linken als Kommerz abgelehnt) wurden teilweise von Schwulen gemacht, was bis in die Breitenkultur ausstrahlte. Das erleichterte das Leben der „echten“ Schwulen in der (auch in Wien) zunehmenden Subkultur.

In dieser Zeit gab es auch ein „Phänomen“, das später nur mehr marginal auftauchte, eine (heterosexuelle) Männerbewegung. Der Druck durch die Frauenbewegung zwang die Männer, sich mit ihrem Rollenverständnis auseinanderzusetzen. Es wurde versucht, die eigenen weiblichen (oder auch homosexuellen) Elemente zu entdecken. So gab es 1978 im Treibhaus ein „Männerfest“¹⁴. In der späteren Szene der 1980er wurde das private Leben wieder ins Private verbannt, die Auseinandersetzungen fanden innerhalb der Beziehungen statt. Mann in der Szene übernahm die feministischen Parolen und ersparte sich die Auseinandersetzung - was noch jetzt dazu führt, daß sich Frauen stärker verändert haben, selbstbewußter und stärker sind. Den Männern genügt es, sich an bestimmte äußerliche Codes und Normen zu halten, während die Machtverhältnisse gleich geblieben sind.

Eine Bewegung vor der Arena-Besetzung, die nicht mehr nur im politischen Rahmen ablief, sondern verschiedene Ebenen einbezog (Stadtteilarbeit, Arbeit mit Jugendlichen und Kindern), war die Besetzung des Amerlinghauses. Am Beginn stand eine Gruppe von ArchitektInnen und KünstlerInnen, die sich gegen die Kaputtsanierung des Spittelbergviertels mit seinen alten Biedermeierhäusern aussprachen (das folgende nach Springinkal Nr. 1, März 1976, sowie ZB Nr. 15, 16/17, 18, Jänner bis März 1978). Denen schlossen sich einige Leute an, die Interesse an einem selbstverwalteten

Kommunikationszentrum für den Bezirk hatten. Im Sommer 1975 wurde das Haus in der Stiftgasse für ein 4-Tage-Fest freigegeben, wo Unterschriften für ein Kommunikationszentrum gesammelt wurden. Anschließend wurde das Haus besetzt und ein „Demonstrationsbetrieb“ aufgenommen. Benutzt wurde das Haus den Sommer über hauptsächlich von Kindern der näheren Umgebung und Jugendlichen aus anderen Bezirken, viele von ihnen aus migrantischen Familien. Menschen aus der „Szene“ kamen nur zu größeren Veranstaltungen, aber oft auch zu den Plenas, um die PraktikerInnen, die gratis die Betreuungsarbeit mit den Kindern und Jugendlichen machten, zu kritisieren. Die Gemeinde Wien sagte eine Sanierung zu und Anfang Oktober schlossen die BesetzerInnen das Haus mit gemischten Gefühlen, weil sie etwas aufgaben, aber die Arbeit sehr aufreibend war und eine Pause Zeit zur Reflexion bot. Die Gruppe wurde ohne Haus weitergeführt, es wurden regelmäßige Spielaktionen mit den Kindern aus dem Bezirk gemacht, außerdem einige Straßenfeste, um weiter auf sich aufmerksam zu machen.

Zur Eröffnung am 1. April 1978 waren nur wenige AktivistInnen übrig geblieben. Das Amerlinghaus wird von der Gemeinde Wien finanziert, die Nutzungsbedingungen sind dabei ein kompliziertes Konstrukt, ein Teil der Räume wird außerdem vom Bezirksmuseum belegt. Diese Situation war ein Grund, warum das Haus die Bewegung verloren hatte (Reinprecht 1984, S.85), was später noch zu Konflikten führte. Nach der Arena gab es viele andere Initiativen, für dieses Kommunikationszentrum interessierte sich vorerst kaum jemand. War das Amerlinghaus ursprünglich als Kommunikationszentrum in einem proletarischem und migrantischem Stadtteil gedacht, so hat sich das Projekt ganz anders entwickelt. Es ist noch jetzt ein linkes Zentrum und ein wichtiger Treffpunkt, aber in einer ganz anderen Umgebung. Ein Großteil des Spittelbergs wurde renoviert (nicht abgerissen, wie befürchtet). Dieses Viertel kann als Beispiel für Gentrifizierung gesehen werden, die dort lebende und arbeitende Bevölkerung ist heute eine andere, nicht mehr migrantische ArbeiterInnen, sondern die teilweise besser gestellte Klientel der Grünen, von links bis liberal.

Arena

Während die Besetzung des Amerlinghauses nur lokale Bedeutung hatte, konzentrierten sich im Sommer 1976 die Bewegungen in der Besetzung der Arena im Auslandsschlachthof St. Marx, an der Grenze zwischen Erdberg und Simmering. Für eine kurze Zeit fielen alle Elemente der Subversion zusammen, um sich dann wieder zu differenzieren:

Subkultur und KünstlerInnen, Studierende und entflohene Heimzöglinge, politische *eggheads* (KB, GRM, IKL & Co) und subkulturelle KifferInnen, die Feministinnen, die Soldatenbewegung, Kinder, KonsumentInnen und AktivistInnen... Die Vielfalt gab es schon vorher, aber diese drei Monate beschleunigten viele Entwicklungen.

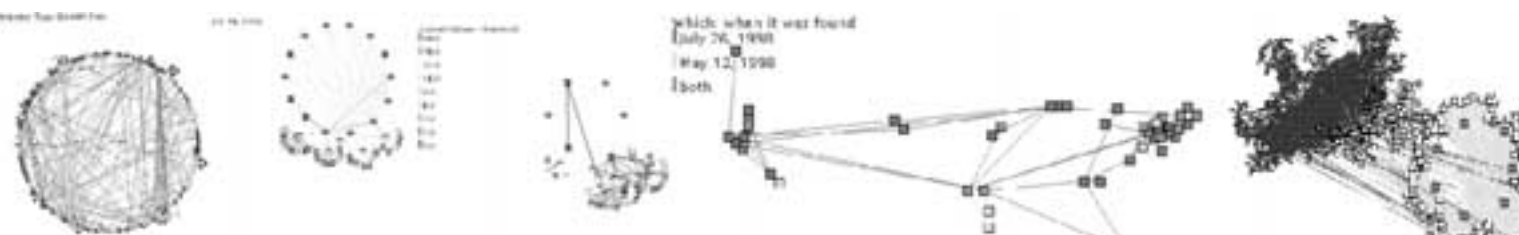
Initiativen für Jugend- und Kulturzentren gab es mehrere, das Amerlinghaus wurde schon erwähnt, eine Initiative kämpfte für ein Jugendzentrum im Flakturm im Augarten. Und im Februar 1975 besetzten Jugendliche ein Haus an der Ecke Simmeringer Hauptstraße / Gottschalkgasse, nachdem sie aus einem Kellerlokal geworfen wurden. Nach zehn Tagen wurde das Haus abgerissen, die Jugendlichen standen wieder auf der Straße (Wien wirklich 1983, S. 142).

Die Veranstaltungsreihe „Arena“ war als junge Alternative zu den Wiener Festwochen gedacht, die 1970 und 1972 im Museum des 20. Jahrhunderts stattfand, 1974 im Theater im Künstlerhaus. Es hat auch autonome Gegenveranstaltungen linker KünstlerInnen gegeben wie 1970 die Arena 70/II im adaptierten Striplokal Casanova (Keller 1983, S. 101). 1975 war die Festwochenarena das erstmal im Schlachthof. Nach der Festwochenarena 1976 sollten die Gebäude abgerissen und statt dessen ein mehrstöckiges Textilzentrum errichtet werden. Am 20. Juni verteilte eine Gruppe ArchitekturstudentInnen ein Flugblatt mit der Parole „Der Schlachthof darf nicht sterben.“ In einer Absprache mit den Musikgruppen „Schmetterlinge“ und „Keif“ wurde ausgemacht, daß sie am Ende der Festwochen möglichst viele Menschen über den Abbruch informieren wollten (Langer 1983, S. 16ff).

Am 27. Juni 1976 fand am Wiener Naschmarkt das „Anti-Schleiferfest“ gegen Schikanen beim Bundesheer statt. Im Anschluß daran riefen die „Schmetterlinge“ und „Keif“ dazu auf, ein Abschlußfest im Schlachthof St. Marx zu feiern. Um 21 Uhr waren schon viele Menschen auf der Wiese vor der Arena anwesend, die Polizei hatte das Gelände abgeriegelt, es wurden Unterschriften gesammelt. Etwa 700 Menschen diskutierten, was zu unternehmen sei. Als jemand mitteilte, daß eine Tür offen sei, verlagerte sich das Geschehen nach innen, die Forderungen der ArchitektInnen wurden um die Forderung nach Selbstverwaltung erweitert

(Steiner 1998, S. 140ff): 1. Der Schlachthof St. Marx darf nicht abgerissen werden, 2. das gesamte Gelände muß als Kultur- und Kommunikationszentrum das ganze Jahr offen sein, 3. Selbstverwaltung: alle, die mittun, bestimmen gemeinsam, was in der Arena geschieht, 4. die Gemeinde Wien soll zur Unterstützung der Aktivitäten die Betriebskosten zahlen (Langer 1983, S. 23). Die Polizei versuchte einen der ArchitektInnen verantwortlich zu machen, worauf die Versammlung mit „Verantwortlich sind wir alle“ antwortete. In der Nacht bröckelten die BesucherInnen ab, für den nächsten Tag, den 28. Juni wurde eine Pressekonferenz einberufen und die BesetzerInnen wurden wieder mehr. Ein Konzert wurde für den Dienstag, den 29. Juni angekündigt, zuerst wurde es von der Polizei untersagt, aber nach langen Verhandlungen durfte die Veranstaltung mit 2000 BesucherInnen durchgeführt werden. Bis zum ersten Wochenende fanden zahlreiche Veranstaltungen statt, von Dichterlesungen bis zu Musik und Theater. Obwohl (oder gerade weil?) es keine Verhandlungen gab, wurde zugesagt, Strom und Wasser vorerst nicht abzudrehen. Die Veranstaltungen am 3. Juli und 4. Juli waren ein voller Erfolg, es waren einige Tausend BesucherInnen anwesend (die Angaben schwanken zwischen 8000 und 12000), um Mitternacht kam Leonhard Cohen nach seinem Auftritt im Konzerthaus in die Arena. Auch der Psychologe Peter Brückner, der gerade auf Einladung der FÖJ zu Besuch war, sprach an diesem Wochenende zu den Versammelten (Langer 1983, S. 24ff).

Das Besondere an der Arena war, daß es sich nicht ein Gebäude handelte, sondern eine Reihe unterschiedlicher Bauten auf einer Gesamtfläche von 70.000m², von einer Mauer umgeben. Trotz der Räumungsangst in den ersten Tagen konnte sich ein riesiges Potential an Kreativität und Einfallsreichtum austoben, eine Reihe von Räumlichkeiten wurden für verschiedene Funktionen adaptiert (Langer 1983, S. 29). So entstanden mit der Zeit neben den Veranstaltungssälen (Theaterhalle, Video und Dia, Diskothek, große Halle, die Rote Halle der KPÖ) das Haus Simmering für die Jugendlichen aus der Umgebung, mehrere Cafés (Café „Schweinestall“, Teehaus, Literatencafé), eine Galerie, ein Soldatenhaus, wo es Rechtsberatung für die Soldatenkomitees gab, ein Frauen- und ein Kinderhaus. Die Organisation lief über ein gewähltes Komitee (lauter Männer mit einer Alibifrau - AUF



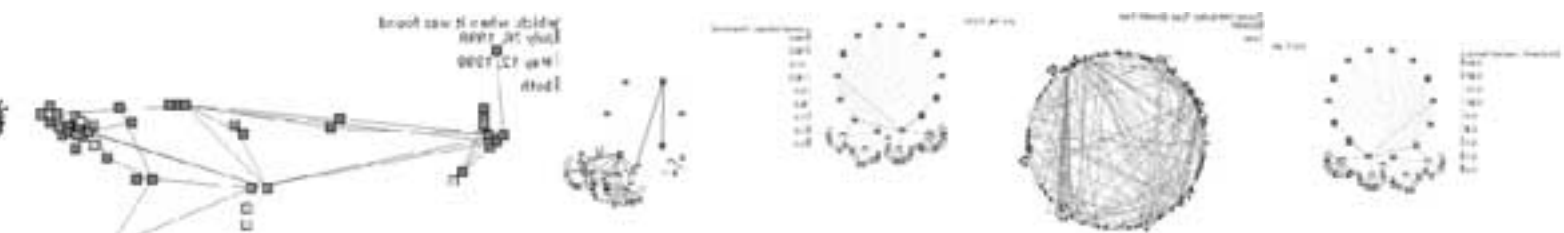
Nr. 8, S. 24), durch das sich aber - wie denn auch anders - soziale und intellektuelle Trennungen (Kopf und Handarbeit) ausdrückten, es wurden die gewählt, die das Maul am weitesten aufrißen. Es gab die Macher, aber sie wurden auch kritisiert, nicht umsonst dauerten Organisationsdebatten stundenlang. Ansatzweise wurde auch versucht, die Trennung zwischen künstlerischer Produktion und den KonsumentInnen aufzuheben. Aber es blieben eine bestimmte Anzahl von BesetzerInnen im Gegensatz zu sehr vielen BesucherInnen.

Frauen versuchten sich zu organisieren und stießen auf große Probleme (vgl. AUF Nr 8, S. 20ff): Da war der unverhohlene Sexismus, der u.a. aus dem Frauenhaus ein „Freudenhaus“ machen wollte und von der Mehrheit der BesetzerInnen nicht oder nur widerwillig kritisiert und bekämpft wurde. Als einzig positives Erlebnis wird in den AUF-Artikeln erwähnt, daß sich doch einige Männer für die Betreuung der Kinder zu interessieren begannen. Sonst war wie immer alles an den Frauen hängengeblieben. Die wenigen aktiven Feministinnen fühlten sich isoliert und suchten Unterstützung. Hinzuzufügen ist noch, daß die negativen Berichte über ihre Situation als Frauen und Feministinnen aus den ersten Wochen stammten, wo noch nicht soviel Resignation und Probleme aufgetaucht waren. So ist es nicht verwunderlich, daß diese Arena-Erfahrungen mit ein Grund waren, den Feminismus zu radikalisieren. Im Herbst gründeten die Arena-Frauen eine Radikalengruppe, die eine radikal-feministische Alltagspraxis umsetzen wollte (Geiger/ Hacker 1989, S. 59).

Anfangs konnten durch die Spenden bei den Veranstaltungen am Wochenende¹⁵ ein großer Teil der Besetzungskosten gedeckt werden. Mit der Dauer der Besetzung nahmen die Probleme zu, Anfang August kam es zum Zusammenbruch der Küche, Geld fehlte, Gratisessen gab es ab da nur noch für Personen, die auf dem Gelände auch arbeiteten. Immer mehr der kreativen BesetzerInnen blieben weg, die Problemfälle, deren Existenz an der Arena hing, blieben. Interne Konflikte nahmen zu. Schon von Beginn an wurden von den Medien teilweise die hygienischen Bedingungen kritisiert, ein (angeblicher) Fall von Krätze wurde ausgeschlachtet. Es gab immer wieder Diskussionen über die Kompetenzverteilung zwischen Plenas und dem Komitee. Als Ergänzung wurde ein Arbeitsgruppenrat mit Delegierten aus den Arbeitsgruppen

gewählt¹⁶. Die Gemeinde Wien verstärkte Mitte August den Druck, so verlangte sie jetzt von den auftretenden MusikerInnen die Bezahlung von Getränke- und Vergnügungssteuer. Die Gemeinde verlangte eine verbindliche Rechtsform (einen Verein) für die Arena, die Opponenten beharrten aber auf dem Komitee als verhandlungsbevollmächtigten Gremium. Am 9. und am 10. September kam es zu Naziüberfällen. Mit dem ebenfalls Anfang September erfolgtem Angebot eines Ersatzgebäudes, des Inlandsschlachthofes, verstärkte sich auch der Druck durch die Polizei, immer wieder gab es Razzien. Die aktive Solidarität der zehntausenden UntersreiberInnen und BesucherInnen hielt sich in Grenzen, für die meisten bedeutete die Arena doch nicht mehr als eine kreative Konsummöglichkeit. Am 19. September wurde Strom und Wasser abgedreht, am 27. September beschloß der Gemeinderat den Verkauf des Auslandsschlachthofes. Die Diskussionen bei den Plenas kamen zu widersprüchlichen Entscheidungen, je nachdem, wer gerade mehr Leute mobilisieren konnte - Übersiedlung in den Inlandsschlachthof oder Verteidigung. Am 6. Oktober gab es noch eine lange Demonstration durch die Stadt¹⁷. Am selben Abend beschloß das Plenum die freiwillige Räumung, der Inlandsschlachthof sollte aber nicht angenommen werden, weil die Gruppe zu zerrüttet war. Am 9. Oktober gab es noch ein Fest und am 12. Oktober begann der Abriss, Arena-Vollversammlungen wurden ab jetzt im Porrhau abgehalten. In einer letzten theatralischen Demonstration wurde am 22. Oktober mit schwarzdrapierten Fiakern, Blasmusik und Klageweibern die Wiener Kulturpolitik zu Grabe getragen (Langer 1983).

Während die BesetzerInnenbewegung darniederlag - die PolitaktivistInnen fanden andere Aktivitäten, besonders in der aufkommenden Anti-AKW-Bewegung, andere zogen sich in WGs zurück - bemühte sich ab 1977 eine kleine Gruppe von InteressentInnen um die Nutzung des Inlandsschlachthofes und gründete den Verein „Forum Wien Arena“. Am 23. März kam es nach einer Begehung des Geländes zu einer, allerdings schnell wieder geräumten Besetzung (ZB Nr. 5). Zum Fackelzug der JungsozialistInnen am 30. April 1977 wurde unter Applaus ein Arena-Transparent entfaltet, im Juli 1977 traten einige AktivistInnen in einen Hungerstreik und ab 29. Juli 1977 blieben sie in einem halblegalen Zustand in den Räumlichkeiten



(Arenazeitung Nr. 15, April 1978). Anfangs zeichnete sich die Situation durch Unsicherheit, interne Streitereien und soziale Probleme aus, trotz der prekären Situation konsolidierte sich die Situation und wurde ab 1980 unter Druck einer „neuen“ Jugendbewegung legalisiert (Wien wirklich 1983, S. 145).

Trotz des tristen Endes hatte die Arena eine gewaltige Ausstrahlung, zehntausende hatten sie besucht, besonders an den Wochenenden kamen auch viele BesucherInnen aus den Bundesländern und konnten in eine relativ befreite Atmosphäre hineinschnuppern - für Außenstehende erschienen die Probleme untergeordnet. Hunderttausende hatten die Auseinandersetzungen über die Medien mit Sympathie beobachtet und praktisch die gesamte Öffentlichkeit in Österreich hat mitgekriegt, daß etwas abgeht. Das bestärkte kleine Gruppen von AktivistInnen und brachte neue UnterstützerInnen. So gab es in vielen Kleinstädten Initiativen für Jugendzentren oder für alternative Kultur: in Bregenz für den Erhalt der Randspiele als Ergänzung zu den Bregenzer Festspielen, in Schwaz (Tirol) kämpfte im Sommer 1977 eine Initiative für ein Jugendzentrum, in Mödling (Niederösterreich) gab es kurzfristig ein Jugendzentrum, den „Kursalon Mödling“, nach einem Rockerüberfall wurde es geschlossen, aber es demonstrierten 300 Menschen. In Feldbach (Südsteiermark) wurde für ein Jugendzentrum gefeiert, „Gießhübl aktiv“ forderte mehr Kultur. 1979 wurde in Klagenfurt ein Haus als Kommunikationszentrum besetzt. Das sind nur die Initiativen, die sich in Texten in der Arenazeitung niederschlugen, die Spitze eines Eisberges. Aber auch längerfristige Initiativen wurden beeinflusst und radikalisierten sich. Sehr rührig kämpfte schon seit 1974 der Wühlmausclub in der Tiroler Kleinstadt Kufstein um ein Jugendzentrum, es wurden österreichweite Workshops zu Jugendzentren abgehalten. Die Stadtverwaltung wollte die Kontrolle behalten, die durch die Arena-Besetzung motivierten Wühlmäuse wurden als Linksradikale bezeichnet. Ein offizielles Jugendzentrum wurde von den Kufsteiner Jugendlichen relativ erfolgreich boykottiert, die alternative Initiative gründete als Ersatz eine alternative Zeitung, den WC-Jodler. Jedes Jahr wurde ein Pfingstfestival veranstaltet. Nach einer Zeit im „Exil“ in Gasthäusern wurden 1979 Räumlichkeiten eingerichtet, wo mit relativem Erfolg Kulturveranstaltungen durchgeführt wurden (Blaukopf et. al. 1983, S. 57ff).

In Salzburg wurde im Sommer 1976 der Petersbrunnhof mit der Forderung nach einem „offenem Haus in Selbstverwaltung“ besetzt und gleich wieder von der Polizei geräumt. Daraus entstanden verschiedene Initiativen, am wichtigsten das im Herbst 1976 gegründete Alternativblatt „Die Zeitung“, die 1977

eine verkaufte Auflage von 1200 Stück erreichte¹⁸. Diese Salzburger Stadtzeitung war aber nur eine im Zusammenhang der explosionsartigen Verbreitung von Programm- und / oder Stadtzeitungen. Vom Konzept her konnte dort jeder schreiben („LeserInnen machen Zeitung“), formal gab es manchmal nicht einmal eine Abgrenzung nach rechts, real waren eigentlich alle alternativ (was immer das heißen mag) ,undogmatisch links bis anarchistisch. In der Arenazeitung Nr. 12 (November 1977) wird über die neu entstandene Gegenpresse informiert: innerhalb eines Jahres seien allein in Wien an die zwanzig Zeitungen entstanden. Heute bestehen die meisten nicht mehr, aber eines der damals entstandenen Projekte war die Programmzeitung „Falter“, teilweise angefeindet von den Blättern, die sich als Gegenöffentlichkeit sahen. Aus der vorgeblich alternativen Zeitung ist inzwischen ein Projekt geworden, das als Sprungbrett in den „seriösen“ Journalismus dient, an der aber heute keine kulturelle Initiative vorbei kommt. Der Erfolg des „Falter“ ist ein Zeichen dafür.

Gegen Ende des Jahrzehnts beschleunigte sich eine Entwicklung Richtung Resignation oder Anpassung. Die Politik der ersten Person wurde zum Argument, sich zurückzuziehen und /oder sich an die kapitalistische Realität anzupassen. Es wurde wieder Zeit, ein Studium fertig zu machen, oder es ging darum, die Lebensprojekte auf längere Zeit abzusichern. Es bildeten sich Projektgruppen, um auf Subventionen durch die Gemeinde Wien hinzuwirken oder sonstwie im Kapitalismus zu überleben. Diese bildeten oft die Basis für die Veränderungen der 1980er vom Werkstätten- und Kulturhaus (WUK) bis zur Rosa-Lila-Villa (wo auch drinnen ist, was draußen draufsteht: erstes Wiener Schwulen und Lesbenhaus) und dem Kinderhaus Hofmühlgasse mit zahlreichen Kindergruppen und einer Alternativschule. Die Spontis als der „politischste“ Ausdruck der „unpolitischen“ Alternativen begannen bereits zu dieser Zeit (unter dem Einfluß der Diskussion in Italien und der BRD) manche Entwicklungen dieser Alternativbewegung zu kritisieren, insbesondere die Illusion vieler Projekte, irgendwie außerhalb des Kapitalismus zu stehen. Gar nicht so wenige entdeckten Spiritualität und Esoterik und fingen an, irgendeinem Guru nachzulaufen. Die AAO hatte sich überlebt, in dieser Phase wurden die Sanyassin mit ihrem Bhagwan in Poona sehr attraktiv. Daneben blieb aber ein „untergründiger Strom der Rebellion“ (Schrage 1983), der 1979 / 1981 als „Jugend“bewegung wieder spektakulär sichtbar werden sollte, später in der GAGA (dem autonomen Kulturzentrum Gassergasse), in der Aegidigasse, bei den Opernballdemos....

e-mail: r.foltin@aon.at

Literatur:

Blaukopf, Kurt/ Bontinck, Irmgard/ Gardos, Harald/ Mark, Desmond (1983): *Kultur von unten. Innovationen und Barrieren in Österreich* Wien: Löcker.

Bockhorn, Olaf/ Ehalt, Hubert Christian/ Fielhauer, Helmut P/ Fischer, Gero/ Heiss, Gernot/ Mende, Julius/ Saurer, Edith/ Schrage, Dieter/ Staudinger, Anton (1983): *Kulturjahrbuch 2. Wiener Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.

Brandstätter, Lidia/ Grosser, Michael/ Werthner, Hannes (1984): Die Anti-AKW-Bewegung in Österreich. In: *Umdenken. Analysen grüner Politik in Österreich* (1984), S. 156-177.

Danneberg, Bärbel (1998): Die Mühlkommune. In: Danneberg et al (ed): *die 68er. eine generation und ihr Erbe*. Wien: Döcker, S. 274-285.

Danneberg, Bärbel/ Keller, Fritz/ Machalicky, Aly/ Mende, Julius (ed) (1998): *die 68er. eine generation und ihr Erbe*. Wien: Döcker.

Ehalt, Hubert Christian/ Knittler-Lux, Ursula/ Konrad, Helmut (ed) (1984): *Geschichtswerkstatt, Stadtteilarbeit, Aktionsforschung. Perspektiven emanzipatorischer Bildungs- und Kulturarbeit*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.

Fischer-Kowalski, Marina/ Fitzka-Puchberger, Roswitha/ Mende, Julius (ed) (1991): *Kindergruppenkinder. Selbstorganisierte Alternativen zum Kindergarten*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.

Geiger, Brigitte/ Hacker, Hanna (1989): *Donauwalzer, Damenwahl. Frauenbewegte Zusammenhänge in Österreich*. Wien: Promedia.

Handl, Michael (1989): Von Rosa Villen und Wirbeln und Homosexuellen Initiativen - Die österreichische Homosexuellenbewegung nach Stonewall. In: Handl et. al.: *Homosexualität in Österreich*, S. 120-131.

Handl, Michael/ Hauer, Gudrun/ Krickler, Kurt/ Nussbaumer, Friedrich/ Schmutzer, Dieter (ed) (1989): *Homosexualität in Österreich. Aus Anlaß des 10jährigen Bestehens der Homosexuellen Initiative (HOSI)* Wien. Wien: Junius.

Holzinger, Elisabeth (1991): Wie der Hermann mit der Milch den brennenden Fußboden gelöscht hat. In: Fischer-Kowalski et. al.: *Kindergruppenkinder*, S. 39-45.

Holzinger, Sissi/ Spielhofer Karin (1998): So viele Ansprüche im Kopf. In: Danneberg et al (ed): *die*

68er. eine generation und ihr Erbe. Wien: Döcker, S. 310-325.

Keller, Fritz (1983): *Wien, Mai 68 - Eine heiße Viertelstunde*. Wien: Junius.

Langer, Renée (1983): *Die Wiener Arenabesetzung als Bestandteil der mitteleuropäischen Gegenkultur*. Wien: Hausarbeit aus Geschichte.

Reinprecht, Christof (1984): Das Amerlinghaus: Vom Scheitern und Überleben eines Experiments. In: Ehalt et. al.: *Geschichtswerkstatt*, S. 183-194.

Riese, Katharina (1989): AUF und Abtreibungen. In: Geiger, Hacker (1989): *Donauwalzer, Damenwahl*, S. 19-28.

Schrage, Dieter (1983): Wie ein unterirdischer Strom der Rebellion. In: Bockhorn et. al.: *Kulturjahrbuch 2*, S.66-74.

Steiner, Dietmar (1998): Die Arenabewegung. In: Danneberg et al (ed): *die 68er. eine generation und ihr Erbe*. Wien: Döcker, S. 138-146.

Svoboda, Wilhelm (1998): *Sandkastenspiele. Eine Geschichte linker Radikalität in den 70er Jahren*. Wien: Promedia.

Weber, Werner (1991): Geschichte der Wiener Kindergruppen bis 1980. In: Fischer-Kowalski et. al.: *Kindergruppenkinder*, S. 13-17.

Wien wirklich. Ein Stadtführer durch den Alltag und seine Geschichte. (1983) Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.

Zitierte Zeitungen:

Arenastadtzeitung: während der Arenabesetzung gegründet, existierte bis 1982.

AUF, eine Frauenzeitschrift: erscheint seit 1974, noch heute bestehende feministische Zeitung.

Lambda-Nachrichten, Zeitschrift der Homosexuelleninitiative Wien: erscheint seit Ende 1979 bis heute.

Neues Forum: von Mitte der 1960er bis Mitte der 1970er das Diskussionsorgan einer vielfältigen Linken, danach nur eine linke Zeitschrift unter vielen.

Springinkal: Spontizeitung, erschien unregelmäßig 1976 und 1977.

ZB: Anfangs mit dem Untertitel „Wiener Alternativen“, später kritisch gegenüber der Alternativbewegung, galt als Organ der Wohngemeinschaften, erschien 1977 und 1978 zweiwöchentlich.



Anmerkungen:

- 1 Eine weitere Struktur, die teilweise von Wien aus entstanden ist, ist die Kooperative Longo Mai, die Bauernhöfe ökologisch und subsistenzwirtschaftlich bearbeitet.
- 2 War in dieser Phase das „viel Sex haben“ sozusagen das bessere, so war in einer späteren Phase Sex beinahe verpönt und hatte sich unsichtbar in die heterosexuellen Zweierbeziehungen zurückgezogen. Heute sind wir glücklicherweise in einer Situation, wo verschiedene Möglichkeiten und Lebensformen akzeptiert werden (natürlich noch immer hauptsächlich heterosexuell, aber auch bi- und homosexuell).
- 3 Freie Österreichische Jugend - zu dieser Zeit als eurokommunistisch bezeichnete Organisation, kandidierte als „Offensiv links“ und hatte als Treffpunkt den Club Links in der Odeongasse.
- 4 Von den linksradikalen Organisationen war neben der FÖJ die GRM (Gruppe Revolutionärer Marxisten - TrotzistInnen) am offensten gegenüber der Frauenbewegung. Wenn es 1975 um einen Mitgliedsformalismus ging, um die „Unterwanderung“ durch organisierte linke Frauen zu verhindern (Geiger/ Hacker 1989, S. 68), war wahrscheinlich die GRM gemeint, Keller (1983, S. 124) schreibt vom Wechsel einer Gruppe von GRM-Frauen in die AUF, um dort Fraktionsarbeit zu leisten..
- 5 Riese (1989, S. 28) beklagt, daß diese völlig unbedankte erste Zeit der autonomen Frauenbewegung der Verdrängung anheim gefallen ist, weil diese Phase, die ersten öffentlichen Auftritte der „hysterischen“, „kreischenden“, „schlecht angezogenen“, „blutige Tampons schwingenden“ Dilettantinnen vorbei sei, jetzt ginge es um die neue Professionalität staatlich geförderter Frauenprojekte. Ein weiterer Grund für die Verdrängung ist auch die Ausnützung der feministischen Bewegung durch die IPAS (International Pregnancy Advisory Service), die sich als Non-Profit-Unternehmen zur Durchführung von Abtreibungen gab, aber deren finanzielle Zusammenhänge undurchsichtig blieben, es handelte sich um ein weltweites Abtreibungsunternehmen (Riese 1989, S. 24ff).
- 6 Eine spätere Reflexion spricht von einem Sieg der „Muttertypen“, die sich wieder mit den Männern versöhnen wollten (Geiger/ Hacker 1989, S. 38)
- 7 Das andere Auftreten wird sehr gut durch die Bemerkung einiger Frauen aus der MLS (Marxistisch-Leninistische Studenten - MaoistInnen) charakterisiert, die zu einer Walpurgisnacht demo geschickt wurden, um einiges zur Situation der werktätigen Frau zu sagen. Die demonstrierenden Frauen konnten ihnen nicht sagen, um was es ging, weil sie ja nicht genau wußten, warum sie nun wirklich demonstrierten [...] Unser Auftreten wurde erschwert dadurch, daß viele Frauen grauenhaft weiß geschminkt waren (als Hexen), wir dadurch uns bekannte Frauen nicht erkannten. (Svoboda 1998, S. 38) Natürlich waren nicht alle Frauen radikal, gar nicht so wenige hatten Probleme mit Anti-Männer-Slogans, noch zur 1.Mai Demo 1979 gab es Auseinandersetzungen um männerfeindliche Parolen und das Plakat „Mit uns ist kein Staat zu machen“, auf dem eine Frau einen (phallischen) Männerfinger abbeißt.
- 8 Auch die Selbstorganisation der Lesben hat erstmals im Zusammenhang mit dem Feminismus in der AUF stattgefunden, die Verbreiterung der lesbischen Identität fand aber erst in den 1980ern statt, insbesondere in der HOSI (Homosexuelleninitiative), aber auch in Zusammenhang mit Lokalen der Frauenbewegung wie dem Frauencafé und dem Lila Löffel (Sonderbar) im Frauenzentrum im WUK (Werkstätten- und Kulturhaus).
- 9 Im Herbst und Winter 1976 / 1977 fanden in der BRD eine Reihe von militanten Massenaktionen am Bauplatz des AKW Brokdorf statt. Und am 19. März 1977 kam es zu schweren Auseinandersetzungen zwischen DemonstrantInnen und der Polizei um den Bauplatz von Grohnde. Die Berichte über den Widerstand gegen die AKWs beeinflussten sowohl die Bewegung, wie es auch die Ängste der institutionellen BefürworterInnen vor Ausschreitungen beförderte.
- 10 Die Initiative Gewerkschafter gegen Atomkraftwerke war wichtig, konnte aber kaum Einfluß nehmen, sie bestand aus den üblichen Verdächtigen, besonders Mitgliedern der GE (Gewerkschaftliche Einheit, damals in der Nähe des „Eurokommunismus“) oder SympathisantInnen sozialistischer Jugendorganisationen mit Einzelpersonen aus den linksradikalen Gruppierungen.
- 11 Die, die sich damals sowohl als politisch wie auch einer Subkultur zugehörig fühlten, bezeichneten sich in Abgrenzung zu den friedfertigen Hippies (die eher nur auf Kiffen waren) als „Freaks“.
- 12 Zwei Bereiche werden nicht behandelt, die im Zusammenhang mit dieser Szene standen, die „Demokratische Psychiatrie“, die 1976 gegründet wurde, außerdem hat es immer wieder Berichte über die Verhältnisse in Jugendheimen gegeben, Betroffene waren dann ja auch in der Arena.
- 13 Einzelpersonen aus dieser WG machten die Stadtzeitung ZB; als ein (kleiner) Teil auszog, wurde der Name Treibhaus für einen Treffpunkt in der Maragretenstraße 99 verwendet, später wurde diese Lokalität zum Rotsülzchen, einem wichtigen Treffpunkt der „autonomen“ Szene der 1980er.
- 14 Prunella de Queensland schreibt darüber in ZB 21, S. 8 „Als Eintrittskarte galt das Hl. Zumpferl [...] die mitgebrachten Zumpferln bewährten sich wieder einmal als Kontrollorgane des Verlangens. Die Arschlöcher blieben zugeknöpft. Das bezog sich auf das so-tun-als-ob-ein-bißchen-schul, tatsächlich aber auf dem Bestehen auf der männlichen Position, sich nicht ficken zu lassen.“
- 15 Heute hat sich die Bedeutung des Wochenendes für das Freizeitverhalten verringert, aber damals dominierte noch in vielen Bereichen die Normalarbeitswoche.
- 16 Am 20. August wurden 24 Arbeitsgruppen anerkannt (Langer 1983, S. 58): Schnorr- und Journaldienst, Elektriker, Teehaus, Sozialdienst, Öffentlichkeitsarbeit, Architekten, Theatergruppe, Frauenhaus, Finanzkollektiv, Tordienst, Werkzeug- und Materialdepot, Kinderhaus, Stadttagitation, Betriebsarbeit, Redaktion, Video-Gruppe, Malergruppe, Informationsstand, Fotogruppe, Lehrlingsarbeit, Küchenkollektiv, Soldatenhaus, Sanität, Programmkollektiv.
- 17 Die langen und verschlungenen Wege hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit den Wandertagen der Donnerstagdemos nach der Machtübernahme durch die schwarz-blaue Regierung 2000.
- 18 1981 entstand in Salzburg wieder eine Initiative für ein Kultur- und Kommunikationszentrum, die ARGE Rainberg, die sich um eine alte Brauerei bemühte.

A.G. Grauacke: Autonome in Bewegung. Aus den ersten 23 Jahren.

Berlin, Hamburg, Göttingen (2003): Assoziation A. 408 Seiten. 20 Euro.

7

Fünf autonome Männer aus Berlin haben ein Buch über die *ersten 23 Jahre* der Bewegung geschrieben. Sie schreiben über beinahe alle Bereiche, in denen „Autonome“ aktiv waren, von der Anti-AKW-Bewegung über den Häuserkampf bis zu den Auseinandersetzungen um Kleingruppenmilitanz und Feminismus. Das aus subjektiver Sicht geschriebene Buch wird ergänzt durch persönliche Erlebnisse und Berichte von weiteren autonomen AktivistInnen. Die Autoren zeigen zwar die *Turbulenzen und Strudel* der 1990er auf, für sie ist die Geschichte aber keineswegs zu Ende, es seien erst die ersten Jahre der autonomen Bewegung. Es gibt die Aufforderung, die Diskussionen um die autonome Geschichte weiterzuführen, woraus dann ein umfassenderes Bild entstehen kann als durch eine „objektive“ Beschreibung: <http://autox.nadir.org>

Teilweise erscheinen die Autonomen, z.B. in der Anti-AKW-Bewegung, nur als der militante Flügel der BürgerInneninitiativen. Es gab zwar immer wieder Versuche, andere „Inhalte“ einzubringen, im Bild nach außen blieb aber die Militanz in beiden Bedeutungen, sowohl als Aktivismus wie auch in Verbindung mit Straßenkampf und konspirativen Aktionen (wie z.B. die Anschläge auf Strommasten zur Unterstützung der Anti-AKW-Bewegung). Der Mythos der Militanz ist dabei nicht nur von außen gekommen, er wurde auch von den beteiligten Autonomen gepflegt. Trotz der teilweisen Theorielosigkeit sind die autonomen Gruppen nicht nur Teil der Bewegungen, sondern *die* sozialrevolutionäre Bewegung in der Bundesrepublik, besonders in den 1980ern in Berlin. Darum ist es sinnvoll, dieses Buch zu lesen und dadurch an der Geschichte teilzunehmen, gerade weil sie so subjektiv geschrieben ist. Mensch kann sich identifizieren oder auch über die Blödigkeit der damaligen AktivistInnen ärgern, einfach miterleben, wie es war, aber auch für die zukünftigen Kämpfe, Auseinandersetzungen und Bewegungen etwas mitbekommen.

Die Beiträge sind von unterschiedlicher Länge, es ist genau zu erkennen, bei welchen Auseinandersetzungen und Kampagnen die Autoren beteiligt waren und an welchen sie nur einen Blick von außen hatten. Der Text beginnt in der Phase zwischen 1980 und 1984 mit der Anti-AKW-Bewegung, dem Häuserkampf in Berlin, den Autonomen als militanten Teil der Friedensbewegung und gegen den Aus-

bau der „Startbahn West“ in der Nähe von Frankfurt. Besonders in der relativ detaillierten Beschreibung der Entwicklung der HausbesetzerInnenbewegung wird eine weiteres Charakteristikum der Autonomen deutlich. Es ging nicht nur um die Durchsetzung irgendwelcher politischer Forderungen, sondern um die Organisation des ganzen Lebens. So wird nicht nur über die spektakulären Aktionen berichtet, sondern auch über die Schwierigkeiten mit dem Leben und Überleben in den besetzten Häusern.

Der nächste Teil berichtet über den Rückgang der Bewegung Mitte der 1980er mit der Dominanz der autonomen Kleingruppenmilitanz. Auch wenn es die Autoren nicht so direkt ausdrücken, wird dabei deutlich, wie diese Art der Militanz teilweise Ersatz für die fehlende Bewegung ist, die Schwächephase überbrücken soll. In diesem Zusammenhang geht es dann auch um die Auseinandersetzungen mit anderen Zusammenhängen: einmal mit den AntiimperialistInnen, mit denen immer gemeinsame Aktionen gemacht wurden - die so genannten Blöcke der „autonomen und antiimperialistischen Gruppen“ - die aber auch wegen ihrer unkritischen Verteidigung der Aktionen der RAF (Rote Armee Fraktion) kritisiert wurden und werden. Dann mit den RZ (Revolutionäre Zellen), die ein Konzept der Kleingruppenmilitanz vertraten, das sich nicht von der Bewegung abheben sollte. Trotzdem werden sie kritisiert, weil sie zwar die autonome Bewegung beeinflussten, aber auf Kritik und Auseinandersetzung nicht reagierten, sich dadurch entgegen ihrem Anspruch als Avantgarde sahen.

In einem dritten Teil geht es um die Kampagnenpolitik in der zweiten Hälfte der 1980er. Ein Einschub behandelt die Auseinandersetzung der Autoren mit dem Feminismus. Ich halte diese Beiträge für ausgezeichnet, weil es in ihnen nicht nur darum geht, die feministischen Parolen gut zu finden, wie sonst in der autonomen Bewegung sehr verbreitet, sondern weil über die persönlichen Verhältnisse und Beziehungen geschrieben und dadurch erst eine Auseinandersetzung möglich gemacht wird. Sonst geht es um die weitere Entwicklung in Berlin, besonders aber um die Kampagne gegen die Tagung des Internationalen Währungsfonds (IWF) im September 1988. Die

nicht nur autonomen Aktivitäten wurden ein voller Erfolg, weil sich die autonome Militanz mit fantasievollen und gewaltfreien Aktionen, aber auch einer inhaltlichen Auseinandersetzung verband. Nach dem Mauerfall im November 1989 kam es zu einer neuerlichen Welle von Hausbesetzungen, diesmal im östlichen Teil von Berlin, der in den militanten Kämpfen um die besetzten Häuser in der Mainzer Straße seinen Abschluß fand.

Die 1990er werden mit der Überschrift „Strömungen, Turbulenzen und Strudel“ überschrieben. Es gab mehr Diskussionen in der autonomen Bewegung, z.B. um die Organisationsfrage. Jüngere, die nicht mehr die Bewegung aus der Zeit kennen, wo es um die Abgrenzung von den K-Gruppen ging, hatten weniger Probleme mit einer strafferen Organisation. Im Zentrum der Aktivitäten standen der Antifaschismus (Antifa), das militante Auftreten gegen die massiv auf der Straße präsenten FaschistInnen, später dann auch Antirassismus. Die Kriege gegen den Irak 1991 und in Südosteuropa führten in Teilen der Linken zu *Verwirrungen*, die dann zur Unterstützung der jeweiligen Kriege führten - auch zum ersten bundesdeutschen Kriegseinsatz gegen Jugoslawien. Die Globalisierungsbewegung mit den Eckpunkten Seattle im November 1999 und Genua im Juni 2001 kommt nur am Rand vor, was zeigt, wie sehr die autonome Bewegung um diese Zeit mit ihren eigenen Verwicklungen und Auseinandersetzungen beschäftigt ist und damit kaum aktionsfähig - bis die Antirepressionsarbeit nach den Festnahmen in Göteborg und Genua wieder wichtig wurde.

Zum Schluß noch einige Anmerkungen über die äußerliche Form des Buches. Neben dem durchgehenden Text gibt es auch Einschübe mit persönlichen Erlebnissen, Bildern und Plakaten und einer Zeitleiste mit internationalen Ereignissen, die von der Bewegung rezipiert wurden. Das Layout ist ein bißchen an das Autonomienlayout der 1980er angelehnt, aber nicht so, daß es nicht mehr lesbar wäre. Ich persönlich habe nur die Zeitleiste etwas lästig gefunden. Da sie eigentlich nichts mit dem übrigen Text zu tun hat, hätte sie auch an das Ende des Buches gepaßt. Die Autoren sehen noch nicht das Ende der Autonomien gekommen, sie werden militant in Bewegungen auftauchen, in der ersten Person handeln, sowohl als „Propaganda der Tat“ wie auch in der Auseinandersetzung der Veränderung des eigenen Lebens. Es werde auch irgendetwas undefinierbares geben wie eine Revolution, wo aber nicht behauptet wird, daß die Autoren wüßten, wie sie aussieht.

Da wir nicht wissen, wie die utopische Welt aussehen wird [...], ordnen wir unsere alltägliche Politik nicht dieser ungewissen Zukunft unter, sondern tun hier und heute das, was dem Ziel am nächsten scheint. Wir wollen keine Macht erobern, da wir sie irgendwann ja doch wieder loswerden wollen. Wir wollen keinen Reichtum, es sei denn reich an Erfahrungen, Freundschaften und sozialen Kompetenzen werden. Wir wollen nicht warten auf bessere Zeiten. Wir sind ungeduldig.

Robert Foltin

magazin für linke debatte und praxis



FANTÔMAS
magazin für linke debatte und praxis - 4,50 €
Nr. 4 - Winter 03/04
**Soziale Klassen,
soziale Kämpfe**
www.akweb.de

Themen:

- Klassenkämpfe, die Schule machen könnten
- Imaginäre und real existierende Klassen
- Informelle Ränder der Weltökonomie
- Utopische Überschüsse, die erinnert werden wollen
- Multitude und Feminismus
- Und: Muße statt Arbeit und Disziplin!

4,50 € + Porto (per Rechnung)
oder 5 € Schein beilegen
(Fantômas ist im ak-Abo enthalten)

Bestellungen an:
fantomas@akweb.de
ak - analyse & kritik
Rombergstr. 10 · 20255 Hamburg
Tel.: 040-40170174 · Fax: 040-40170175

Subcomandante Insurgente Marcos

Zwei Fabeln von Don Durito¹

Tief in der Höhle der Begierde [17. März 1995]

Aus dem kleinen Kassettenrecorder hörte ich dieses Lied von Stephen Stills, vom Album *Four Way Street*, in dem es heißt -

*Find the cost of freedom,
buried in the ground.
Mother Earth will swallow you,
lay your body down...*

– als mein anderes Selbst angelaufen kommt und mir mitteilt:

„Sieht aus, als würdest du bekommen, was du verdienst...“

„Ist die PRI schon gefallen?“ frage ich hoffend.

„Nein, Mann! ... Sie haben dich getötet“, sagt mein anderes Selbst.

„Mich! Wann?“ frage ich, derweil ich mein Gedächtnis durchforste, wo ich war und was ich getan habe.

„Heute, in einer Konfrontation... aber sie sagen nicht genau, wo“, antwortet es.

„Oh, gut! ... Und endete ich schwer verletzt oder wirklich tot?“ beharre ich.

„Wirklich tot... so heißt es in den Nachrichten“, erklärt mein anderes Selbst und verschwindet.

Ein narzißtisches Schluchzen wetteifert mit den Grillen.

„Warum weinst du?“ fragt Durito, als er seine Pfeife entfacht.

„Weil ich meinem Begräbnis nicht beiwohnen kann. Ich, der ich mich so sehr liebte...“

... und so ist hier, was El Sup und Durito am zwölften Tag des Rückzugs zustieß, was von den Mysterien der Höhle der Begierde erzählt und von anderen unglücklichen Ereignissen, über die wir heute lachen, die damals aber sogar unseren Hunger stahlen.

„Was, wenn sie uns bombardieren?“ fragte Durito am frühen Morgen des zwölften Tages unseres Rückzugs. („Das war kein Rückzug! Es war pure Flucht!“ sagt Durito.) Es ist kalt, und im Dunkeln leckt ein grauer Wind mit seiner eisigen Zunge Bäume und Erde. Ich schlafe nicht; die Einsamkeit läßt die Kälte doppelt schmerzen. Dennoch bleibe ich ruhig. Durito kommt unter dem Blatt hervor, das er als Decke verwendet, und klettert auf mich. Um mich zu wecken, beginnt er meine Nase zu kitzeln. Ich niese so gründlich, daß Durito über sich selbst auf meine Stiefel purzelt. Er erholt sich und macht sich auf den Weg zurück zu meinem Gesicht.

„Was ist?“ frage ich, bevor er mich wieder kitzelt.

„Was, wenn sie uns bombardieren?“ beharrt er.

„Ja... gut... gut... wir werden nach einer Höhle suchen, oder etwas Ähnlichem, um uns zu verstecken... oder wir werden in ein Loch kriechen... wir werden schon sehen, was zu tun ist“, sage ich verärgert und mit einem Blick auf meine Uhr, um anzudeuten, daß es nicht die rechte Zeit ist, sich um Bombardierungen zu sorgen.

„Ich werde keine Probleme haben. Ich passe überall hin. Aber du, mit diesen riesigen Stiefeln und dieser Nase... Ich bezweifle, daß du einen sicheren Platz findest“, sagt Durito, als er sich erneut mit einem kleinen *huapac* Blatt bedeckt.

Die Psychologie des Terrors, denke ich, unter Berücksichtigung Duritos augenscheinlicher Indifferenz unserem Schicksal gegenüber... Unser Schicksal? Er hat Recht! Er wird keine Probleme haben, aber ich... Ich denke nach. Ich stehe auf und sage zu Durito:

„Psst... Psst... Durito!“

„Ich schlafe“, sagt er unter seinem Blatt.

Ich kümmere mich nicht um seinen Schlaf und beginne mit ihm zu reden: „Gestern hörte ich Camilo und mein anderes Selbst sagen, daß es hier viele Höhlen ringsum gibt. Camilo sagt, er kennt die meisten davon. Da gibt es kleine, wo gerade ein Gürteltier hineinpaßt. Und dann gibt es welche so groß wie Kirchen. Aber er sagt, es gibt eine, die darf niemand betreten. Er meint, es gäbe eine häßliche Geschichte über die Höhle, die sie die Höhle der Begierde nennen.“

Durito scheint aufzuhorchen; seine Leidenschaft für Detektivromane ist sein Untergang.

„Und was ist die Geschichte der Höhle?“

„Naja... es ist eine sehr lange Geschichte. Ich habe sie selbst gehört, aber das ist Jahre her... Ich kann mich nicht mehr sehr gut an sie erinnern“, sage ich, um Interesse zu wecken.

„Schön, weiter, erzähl mir die Geschichte“, sagt Durito, immer neugieriger.

Ich zünde meine Pfeife an. Aus dem aromatischen Rauch steigt die Erinnerung auf, und mit ihr...



Die Höhle der Begierde

„Es geschah vor vielen Jahren. Es ist die Geschichte einer Liebe, die nicht war, die unerfüllt blieb. Es ist eine traurige Geschichte... und schrecklich“, sagt El Sup, seitlich sitzend, seine Pfeife im Mundwinkel. Er zündet sie an; den Berg betrachtend, fährt er fort:

„Ein Mann kam von weither. Er kam, oder er war schon da. Keiner weiß es. Es war in einer lang vergangenen Zeit, und wie immer sie auch gewesen sein mag, in diesen Ländern lebten und starben die Menschen auf die gleiche Weise, ohne Hoffnung und vergessen. Niemand weiß, ob dieser Mann alt war oder jung. Zuerst hatten ihn nur ein paar Menschen gesehen. Sie sagen, daß war deswegen, weil dieser Mann extrem häßlich war. Sein bloßer Anblick rief Furcht bei Männern und Ekel bei Frauen hervor. Was war es, das ihn so widerlich machte? Ich weiß nicht - die Konzepte von Schönheit und Häßlichkeit ändern sich dermaßen von einer Zeit zur anderen und von einer Kultur zur anderen... In diesem Fall mieden ihn die Eingeborenen dieses Landes, wie ihn die Ausländer mieden, die das Land, die Menschen und deren Schicksale besaßen. Die indigenen Menschen nannten ihn Jolmash oder Affen-Gesicht; die Ausländer nannten ihn Das Tier.

Der Mann ging in die Berge, fernab aller Blicken, und ließ sich zur Arbeit nieder. Er baute sich ein kleines Haus, neben einer der vielen Höhlen, die dort zu finden waren. Er machte das Land fruchtbar, pflanzte Korn und Weizen und jagte Tiere im Wald. Er hatte genug, um durchzukommen. Immer wieder stieg er zu einem Fluß nahe den Siedlungen hinab. Dort hatte er mit einem der älteren Mitglieder der Gemeinschaft ausgemacht, Salz, Zucker und was alles noch er, der Jolmash, nicht in den Bergen bekommen konnte, gegen Korn und Tierfelle zu tauschen. Der Jolmash kam zu jener Stunde an den Fluß, da sich der Nachmittag zu verdunkeln begann, als die Schatten der Bäume Nacht über die Erde brachten. Der alte Mann hatte eine Augenkrankheit und sah schlecht, so daß er, der Dämmerung und seiner Krankheit wegen, nicht das Gesicht des Mannes erkennen konnte, das so viel Ekel bei Tageslicht erregte.

Eines Abends kam der alte Mann nicht. Der Jolmash dachte, die Stunde verwechselt zu haben und angekommen zu sein, nachdem der alte Mann schon wieder nachhause gegangen war. Um ihn nicht zu versäumen, mußte er das nächste Mal früher kommen. Die Sonne hatte noch ein paar Fingerlängen zu gehen, bevor sie sich mit den Bergen bedecken würde, als der Jolmash in die Nähe des Flusses kam. Als er sich näherte, schwoll ein Geraune aus Lachen und Stimmen an. Der Jolmash verlangsamte seine Schritte und kam leise näher. Inmitten von Zweigen und Reben fand er einen Tümpel, den die Wasser des Flusses geformt hatten. Dort badete eine Gruppe von Frauen und wusch Kleider. Sie lachten. Der Jolmash sah ruhig weiter. Sein Herz wurde ganz Augen, seine Stimme zum Blick. Lange nachdem die Frauen gegangen waren, stand der Jolmash noch immer da, schauend... Die Sterne regneten auf die Felder, als er in die Berge zurückkehrte.

Ich weiß nicht, ob es von dem rührte, was er sah, oder von dem, was er zu sehen glaubte, ob das Bild, das sich in seine Netzhaut eingebrannt hatte, der Realität entsprach, oder es einfach in seiner Begierde existierte, aber der Jolmash verliebte sich, oder glaubte, sich verliebt zu haben. Und seine Liebe war nichts idealisiertes oder platonisches. Nein, sie war ziemlich erdig. Die Gefühle, die er mit sich trug, waren wie der Ruf einer Kriegstrommel, wie ein Blitz, aus dem starker Regen wird. Leidenschaft ergriff seine Hand, und der Jolmash begann Briefe zu schreiben, Liebesbriefe, das geschriebene Delirium, das seine Hände füllte. Und er schrieb Dinge wie:

„Oh, meine Dame, glitzernd, feucht! Meine Begierde wird zum stolz hervorspringenden Colt. Mein Hunger, ein Schwert Tausender Spiegel, verlangt nach Eurem Körper; vergebens, dies doppelt scharfe Verlangen zerreißt die tausend Seufzer, die da den Wind reiten. Eine Gnade, lange Schlaflosigkeit! Ich bitte Euch um eine Gnade, meine Dame, gescheitertes Verharren in meiner grauen Existenz! Laßt mich an Eurer Schulter ausruhn. Laßt Eure Ohren meinem unbeholf'nen Schmachten geneigt sein. Laßt meine Begierde Euch sagen, sanft, sehr sanft, was meine Brust beruhigte. Seht nicht, Dame so überhaupt nicht mein, auf das bemitleidenswerte Unheil, das mein Gesicht schmückt! Laßt Eure Ohren zu Eurem Blick werden; gebt Eure Augen auf, um das Geraune zu sehen, das in mir umgeht, im Verlangen nach Euch. Ja, ich wünsche Euch zu

betreten und, unter Seufzern, den Pfad der Hände und Lippen und fleischlicher Begierde zu gehen. Ihr mit Eurem feuchten Mund, und ich dürstend danach, mit einem Kuß einzudringen. Am Doppelhügel Eurer Brüste wünsche ich meine Lippen und Finger entlanglaufen zu lassen, um jene Anhäufung von Gestöhn zu wecken, die sich darunter verbirgt. Ich ersöhne südwärts zu marschieren und Eure Hüften in warme Umarmung zu sperren, dann die Haut des Bauches zu verbrennen, eine strahlende Sonne, die die von unten gebor'ne Nacht ankündigt. Behutsam und sorgfältig mich in die Wippe zu heben und senken, in der Euer Liebreiz reitet, und deren Drehpunkt verspricht und sich versagt. Um Euch ein Zittern zu schenken, heiß und kalt, und anzukommen, ganz, im feuchten Reizen der Begierde. Um die Wärme meiner Handflächen in der doppelten Wärme von Fleisch und Bewegung einzunisten. Zuerst ein kleiner Schritt, dann ein kleiner Trab. Dann das Fortgaloppieren der Körper, und die Begierde, den Himmel zu erreichen, um dann zusammenzubrechen. Eine Gnade, versproch'ne Müdigkeit! Eine Gnade, um die ich Euch, oh Dame, bitte, Dame des leisen Seufzers! Laßt meinen Kopf auf Eurer Schulter rasten, da bin ich gerettet, und fern davon gehe ich zugrund'."

In einer stürmischen Nacht brannte ein Blitzschlag, wie die Leidenschaft, die seine Hände verbrannte, das kleine Haus des Jolmash nieder. Naß und zitternd flüchtete er in eine nahegelegene Höhle. Mit einer Fackel leuchtete er sich den Weg hinein und fand dort kleine Darstellungen von Pärchen, die gaben und empfangen, das Vergnügen in Stein und Ton gearbeitet. Da war ein Fluß, und da waren kleine Kisten, die, wenn geöffnet, von vergangenen und kommenden Terror und Wundern sprachen. Jetzt konnte oder wollte der Jolmash die Höhle nicht verlassen. Dort spürte er die Leidenschaft einmal mehr seine Hände ergreifen und schrieb, Brücken bauend nach Nirgendwo...

„Und jetzt, geliebte Dame, bin ich ein Pirat, der einen Hafen ersöhnt. Morgen ein Soldat im Krieg. Heute ein inmitten der Bäume verlorener Pirat, gestrandet. Das Schiff der Begierde entfaltet seine Segel. Ein dauerhaftes Stöhnen, ganz Zittern und Wollen, führt das Schiff zwischen Ungeheuern und Stürmen. Ein Blitz erhellt das flackernde Meer der Verzweiflung. Verantwortlich ich, übernimmt salzige Feuchtigkeit das Steuer. Reiner Wind, das Wort allein, navigiere ich, Euch unter Seufzen und Gekeuch suchend, suchend den genauen Ort, an den der Körper Euch schickt. Begierde, oh Dame der kommenden Stürme, ist ein irgendwo unter Eurer Haut versteckter Knoten. Ich muß ihn finden und, Flüche murmelnd, lösen. Dann sollen Euer Verlangen, Euer weibliches Schwanken, frei sein, und sie werden Eure Augen und Euren Mund füllen, Euren Schoß und Euren Bauch. Allein frei nur für einen Moment, als meine Hände schon gekommen sind, um sie zu Gefangenen zu machen, um sie in Umarmung mit meinem Körper aufs Meer zu führen. Schiff soll ich sein und atemloses Meer, damit ich Euren Körper betreten darf. Und da soll keine Rast in soviel Sturm sein, wechselhafte Wellen werden unsre Körper umherwerfen. Und ein letzter und wilder Schlag salziger Begierde wird uns an einen Strand spülen, und Schlaf wird kommen. Nun bin ich ein Pirat, Dame des zarten Sturms. Wartet nicht auf meinen Angriff; kommt zu ihm! Laßt das Meer, den Wind und dieses versteinerte Schiff Zeugen sein! Die Höhle der Begierde! Der Horizont bewölkt von schwarzem Wein; jetzt gehen wir...

So geschah es, sagen sie. Und sie sagen, der Jolmash hat nie wieder die Höhle verlassen. Niemand weiß, ob es die Frau, der er die Briefe schrieb, in Wirklichkeit gab, oder ob sie ein Produkt der Höhle war, der Höhle der Begierde. Was sie sagen, ist, daß der Jolmash noch immer darin lebt, und wer immer ihr nahe kommt, wird von derselben Begierde ergriffen...

Durito hat der ganzen Geschichte aufmerksam gelauscht. Als er merkt, daß ich fertig bin, sagt er bloß: „Wir müssen gehen.“

Durito und Pegasus

Der Mond ist eine blasse Mandel. Silberne Bögen verzerren die Umrissse von Bäumen und Pflanzen. Auf den Baumstämmen löchern überängstliche Grillen weiße Blätter, genauso unstet wie die Schatten der Nacht unten. Graue Windböen rühren Bäume und Ängste auf. Durito macht sich ein Bett in meinem Bart. Das Niesen, das er hervorruft, läßt den bewaffneten Gentleman zu Boden rollen. Durito rappelt sich bedächtig zusammen. Zusätzlich zu seiner ohnedies beeindruckenden Körperrüstung plazierte Durito eine halbe *cololte* Muschel (eine Haselnußart im Lakandonischen Urwald) auf seinem Kopf, zusätzlich hält er eine Arzthaube als Schild. Excalibur umgeschnallt, vervollständigt eine Lanze (die verdächtig nach einer aufgemachten Büroklammer aussieht) seine Amtstracht.

„Was jetzt?“ sage ich, als ich, etwas unnötig, Durito mit meinen Fingern zu helfen versuche. Durito richtet seinen Körper, ich meine, seine Rüstung wieder her. Er zieht Excalibur aus der Schneide, räuspert sich zweimal und sagt mit tiefer Stimme:

„Es ist Morgendämmerung, mein geschlagener Schildknappe! Es ist die Stunde, da die Nacht ihr Gewand zum Gehen anhält, und da der Tag Apollos spitze Mähne formt, damit er auf die Erde starren kann! Es ist die Zeit, da fahrende Ritter auf der Suche nach einem Abenteuer ausreiten, um ihr Ansehen vor dem abwesenden Auge des Mädchens zu steigern, das jene davon abhält, auch nur einen Moment lang die Augen zu schließen, um Vergessen oder Ruhe zu finden!“

Ich gähne und senke meine Augen, um Vergessen und Ruhe zu finden. Das irritiert Durito, und er hebt seine Stimme:

„Wir müssen aufbrechen, um Mädchen zu linken, Witwen aus der Welt zu schaffen, Banditen Obdach zu gewähren und die Notleidenden einzusperren.“

„Klingt nach Regierungsprogramm“, sage ich mit geschlossenen Augen. Durito hat anscheinend keine Lust, ohne mich ganz zu wecken zu gehen.

„Wach auf, Schuft! Vergiß nicht, du mußt deinem Meister folgen, wohin immer Unglück oder Abenteuer ihn führen mag!“

Zu guter Letzt öffne ich meine Augen und starre ihn an. Durito hat mehr von einem aufgebrochenen Armeepanzer, als von einem fahrenden Ritter. Um meine Zweifel zu beseitigen, frage ich ihn: „Und wer genau bist du?“

Durito antwortet, indem er seine, wie er denkt, galanteste Position einnimmt: „Ich bin ein fahrender Ritter, und zwar keiner von denen, deren Namen die Göttin des Ruhmes nie der Aufmerksamkeit würdigte, sie in ihren Denkschriften zu verewigen, sondern ein solcher, der trotz des Neides und der Mißgunst, und allen Magiern in Persien, allen Brahminen in Indien und allen Gymnosophisten in Äthiopien zum Verdruß, sein Denkmal im Tempel der Unsterblichkeit aufstellen wird, um den künftigen Jahrhunderten ein Beispiel und Vorbild zu liefern, an dem fahrende Ritter sehen können, welche Wege sie wandeln müssen, wenn sie die Zinnen und den Gipfel des Waffenruhms erklimmen wollen.“²

„Mir klingt das nach... nach...“, beginne ich, aber Durito unterbricht. „Ruhe, unsensibler Bürger! Du wirst beleidigend, wenn du mir sagst, daß der geniale und noble Don Quixote von La Manche meine Reden abkupfert. Und natürlich, wenn wir schon darüber sprechen, sollte ich dir nicht vorenthalten, daß man meint, du vergeudetest Platz in deinen Apostelbriefen. Bibliographische Angaben, ha! Wenn du so weitermachst, endest du wie Galio³, der sechs oder sieben Autoren zitiert, um seinen eigenen Zynismus zu verbergen.“

Ich fühlte mich tief getroffen von diesen harten Bemerkungen und entschloß mich, das Thema zu wechseln. „Das Ding an deinem Kopf sieht wie eine *cololte* Muschel aus.“

„Es ist ein Helm, du Ignorant“, sagt Durito.

„Helm? Sieht wie eine Muschel mit Löchern aus“, beharre ich.

„*Cololte*, Helm und Heiligenschein. In der Reihenfolge, Sancho“, sagt Durito, derweil er seinen Helm richtet.

„Sancho?“ stottere ich protestierend.

„Schau, hör mit diesem Nörgeln auf und mach dich fertig, damit wir gehen können. Mannigfaltig sind die Ungerechtigkeiten, die mein unermüdlich Schwert richten muß, und seine Schneide ist begierig, die Nacken unabhängiger Gewerkschaften zu spüren.“ Als Durito das sagt, schwingt er sein Schwert wie der Herrscher einer Hauptstadt.

„Ich glaube, du hast in letzter Zeit zuviele Zeitungen gelesen. Gib Acht, sonst treiben sie dich in den Selbstmord“, sage ich ihm, während ich das Aufstehen aufzuschieben versuche. Durito verläßt seine Sechzehnte-Jahrhundert-Sprache für einen Augenblick und erklärt stolz, er habe einen Motor gesichert. Er sagt, dieser sei so schnell wie ein Augustblitz, leise wie der Märzenwind, gelehrig wie der Septemberregen und viele Wunder mehr, an die ich mich nicht erinnere, aber er hatte eines pro Monat. Ich erscheine ungläubig, daher kündigt mir Durito einfach an, er werde mir die Ehre erweisen, seinen Motor zu sehen. Ich bin einverstanden, weil ich rechne, dergestalt ein wenig länger schlafen zu können. Durito verschwindet und braucht dermaßen lange zur Rückkehr, daß ich tatsächlich einschlafe.

Eine Stimme weckt mich: „Da bin ich!“

Es ist Durito, und er sitzt auf dem triftigen Grund seiner Verspätung: einer Schildkröte!

Mit einer Geschwindigkeit, die Durito ernsthaft „eleganten Trab“ nennt, und die mir viel eher umsichtig und langsam vorkommt, nähert er sich mir. Auf seiner Schildkröte sitzend (in Tzeltal nennen sie die *coc*), blickt mich Durito an und fragt: „Also, wie sehe ich aus?“

Ich starre diesen fahrenden Ritter an, der aus unbekannten Gründen in die Einsamkeit des Lakandonischen Urwaldes verschlagen wurde, und bleibe respektvoll ruhig. Sein Auftritt ist eigenartig.



Durito hat seine Schildkröte - entschuldigt: sein Pferd - auf einen anscheinend völlig wahnwitzigen Namen getauft: *Pegasus*. Damit es auch keinen Zweifel darüber gibt, hat Durito in großen und entschiedenen Buchstaben auf den Schildkrötenpanzer geschrieben: „PEGASUS. Copyright reserved“, und darunter: „Please, fasten your seat belts.“ Ich kann kaum dem verführerischen Vergleich mit ökonomischen Erholungsprogrammen widerstehen, während Durito seinen Motor umdreht, damit ich die andere Seite sehen kann. Obwohl Durito eine „schwindelnde Drehung“ seines Pferdes angekündigt hatte, läßt sich Pegasus Zeit und dreht sich langsam. Die Schildkröte tut das derart langsam, man könnte meinen, sie befürchte Schwindelgefühle. Nach ein paar Minuten kann man auf Pegasus' linker Flanke „Raucher“ lesen, „Gewerkschaftscowboys nicht zugelassen“, „Freie Werbefläche. Für Informationen kontaktieren Sie Duritos Verlagsgesellschaft“. Ich kann nicht viel freie Fläche ausmachen; die Werbung erstreckt sich über Pegasus' gesamte linke Flanke und Rückseite.

Nachdem ich Duritos Ultra-mini-mikro-Unternehmensvision gepriesen habe - der einzige Weg, um die Fehler des Neoliberalismus und der NAFTA zu überleben -, frage ich ihn: „Also, wohin führt Euch Eure Bestimmung?“

„Sei kein Clown. Diese Sprache gehört einzig den Edelmännern und Lords, nicht den Vagabunden und Bürgern, die, wäre da nicht mein unendliches Erbarmen, mit ihren leeren Leben fortfahren würden und niemals auch nur in der Lage wären, von den Geheimnissen und Wundern des fahrenden Rittertums zu träumen“, antwortet Durito, während er Pegasus, der aus unerforschlichen Gründen ungeduldig weiter will, zurückhält.

„Mir scheint, daß ich für zwei Uhr früh genug gescholten wurde“, teile ich Durito mit. „Wo immer du hingehen magst, du wirst alleine gehen. Ich werde heute Nacht nicht ausgehen. Camilo fand gestern Tigerspuren ganz in der Nähe.“

Offensichtlich habe ich die offene Flanke unseres tapferen Ritters gefunden, denn seine Stimme zittert, als er, nachdem er seinen Speichel unter Schwierigkeiten geschluckt hat, fragt: „Also was fressen Tiger?“

„Alles. Guerillas, Soldaten, Käfer... und Schildkröten!“ Ich beobachte Pegasus' Reaktion, allein er muß sich wirklich für ein Pferd halten - er scheint nicht alarmiert. Ich meine sogar ein sanftes Wiehern zu hören.

„Pf! Du willst mich nur erschrecken. Wenn du es wissen willst, dieser bewaffnete Ritter hat als Windmühlen verkleidete Giganten besiegt, die sich wiederum als Artilleriehelikopter verkleideten; er hat die uneinnehmbarsten Königreiche eingenommen, den Widerstand der zimperlichsten Prinzessinnen geschmolzen, er hat -“

Ich unterbreche Durito. Offensichtlich hat er Seiten um Seiten zum Sprechen, während ich der bin, der von den Herausgebern kritisiert wird, besonders wenn die Kommuniqués spätnachts eintrudeln.

„Gut, gut. Aber sag, wohin gehst du?“

„Nach Mexico City“, sagt Durito und schwingt sein Schwert. Das Ziel überrascht Pegasus; er hüpfte leicht, was für eine Schildkröte das Zeichen eines diskreten Seufzers ist.

„Mexico City?“ frage ich ungläubig.

„Klar! Meinst du, nur weil die Cocopa⁴ dich nicht hinließ, schreckt mich das ab?“ Ich wollte Durito warnen, schlecht über die Cocopa zu sprechen - die Gesetzgeber sind so empfindlich, sie könnten verrückt werden - aber Durito setzt fort:

„Du solltest wissen, ich bin ein fahrender Ritter, und mehr Mexikaner als Versagen der neoliberalen Wirtschaft. Daher habe ich ein Recht, die ‚Stadt der Paläste‘ zu betreten. Warum sollten sie Paläste haben in Mexico City, wenn sie nicht von den Schritten eines fahrenden Ritter wie mir beehrt werden sollten, dem berühmtesten, dem galantesten und dem von den Männern geachtetsten, von den Frauen geliebtesten und von den Kindern verehrtesten?“

„Mit deinen vielen Beinchen“, sage ich ihm. „Laß mich daran erinnern, daß du neben dem fahrenden Ritter und dem Mexikaner auch noch ein Käfer ein bist.“

„Mit meinem Fuß oder meinen Beinchen, ein Palast ohne fahrenden Ritter ist jedenfalls wie ein geschenktes Kind am 30. April⁵, wie eine Pfeife ohne Tabak, wie ein Buch ohne Wörter, wie ein Lied ohne Musik, oder wie ein fahrender Ritter ohne Schild...“ Durito starrt mich unentwegt an und fragt: „Bist du sicher, daß du nicht in dieses verblüffende Abenteuer mit mir ziehen willst?“

„Es kommt darauf an“, sage ich und schütze Interesse vor, „es kommt darauf an, was du unter ‚verblüffendes Abenteuer‘ verstehst.“

„Ich gehe zum Maiaufmarsch“, sagt Durito, beinahe als kündigte er den Gang um Zigaretten gleich um die Ecke an.





„Zum Maiaufmarsch! Aber es wird keinen geben! Fidel Velazquez⁶, der sich immer ums Wohl der Arbeiterinnen und Arbeiter sorgte, sagt, es gibt kein Geld für den Aufmarsch. Manche Gerüchteköche geben zu verstehen, er habe Angst, die Arbeiterinnen und Arbeiter könnten außer Kontrolle geraten, und anstatt dankbar zu sein, werden sie ihn mit Worten verfluchen, die eine Karikaturistin nicht verwenden kann. Aber das ist eine Lüge, wird das Arbeitssekretariat schnell antworten, es besteht kein Grund zur Furcht. Es ist eine seeeeeehr respektable Entscheidung der Arbeitenden und -“

„Aus, hör auf mit deinem anspielungsreichen Geplapper. Ich gehe nicht zum Maiaufmarsch, um Fidel Velazquez - der, wie wir alle wissen, ein grauenhaftes Ungeheuer ist, das die Armen unterdrückt - zu einem Duell zu fordern. Ich werde ihn herausfordern, im Aztekenstadion zu kämpfen, vielleicht werden wir mehr Eintrittskarten verkaufen. Seitdem sie Beenhaker⁷ gehen ließen (kritisiert mich nicht, wenn ich falsch buchstabiere, nicht einmal die amerikanischen Direktoren konnten den Namen buchstabieren, und sie stellten ihm Schecks aus), können nicht einmal die Adler die Geier sehen.“ Durito ist für einen Moment still und blickt nachdenklich auf Pegasus, der schlafen muß, hat er sich doch eine Weile schon nicht mehr gerührt. Dann fragt mich Durito:

„Meinst du, Fidel Velazquez hat ein Pferd?“

Irgendwie bezweifle ich das.

„Gut, er ist ein *charro*⁸ - es ist also gut möglich, daß er ein Pferd hat.“

„Wunderbar“, sagt Durito und gräbt seine Sporen in Pegasus.

Pegasus mag der Meinung sein, er sei ein Pferd, aber er hat immer noch einen Schildkrötenkörper, und seine harte Schale bezeugt das. Er nimmt Duritos Cowboymanöver nicht einmal zur Kenntnis, derweil dieser ihn anstacheln will. Nach einigem Ringen kommt Durito darauf, daß er Pegasus, wenn er mit seiner Büroklammer, entschuldigt: seiner Lanze, gegen dessen Nase schlägt, in den Galopp zwingen kann. Für eine Schildkröte zumindest, das heißt, etwa zehn Zentimeter pro Stunde, es wird also ein Weilchen dauern, bis Durito in Mexico City eintrifft.

„Mit dieser Geschwindigkeit wird Fidel Velazquez tot sein, wenn du ankommst“, teile ich meine Gedanken mit ihm.

Ich hätte besser nichts gesagt. Durito bemüht die Zügel und zieht sein Pferd zurück, wie Pancho Villa⁹, als er Torreon einnahm. Ja, gut, das ist ein schönes literarisches Bild. In Wirklichkeit machte Pegasus Halt, was bei seiner Geschwindigkeit kaum auffiel. Im Unterschied zu Pegasus' Ruhe war Durito wütend:

„Dir stößt dasselbe zu, was den Beraterinnen und Beratern der Arbeiterbewegung in den letzten Jahrzehnten widerfahren ist! Sie bitten die Arbeiterinnen und Arbeiter um Geduld und sitzen und warten, daß der *charro* von seinem Pferd fällt, aber unternehmen nichts, um ihn zu stürzen.“

„Naja, nicht alle von ihnen sind gesessen und haben gewartet. Manche haben wirklich um eine unabhängige Gewerkschaft gekämpft“, sage ich ihm.

„Ich werde mir diese Leute ansehen. Ich werde ihnen beitreten, um zu zeigen, daß auch Arbeiterinnen und Arbeiter eine Würde haben“, sagt Durito, und ich erinnere mich daran, daß er mir einmal sagte, er sei Kumpel im Staate Hidalgo und Ölarbeiter in Tabasco gewesen.

Durito verschwindet. Er benötigt einige Stunden, um hinter einem Busch unweit meines Plastikverhaus zu verschwinden. Ich stehe auf und merke, daß mein rechter Stiefel offen ist. Ich mache die Taschenlampe an - der Schnürsenkel fehlt! Kein Wunder, daß Pegasus' Zügel ähnlich aussahen. Jetzt muß ich warten, bis Durito aus Mexico City zurück ist. Während ich nach Schilf Ausschau halte, um meinen Stiefel zu schnüren, fällt mir ein, daß ich vergessen habe, Durito jenes Restaurant mit den Kacheln¹⁰ zu empfehlen. Ich lege mich nieder, der Morgen dämmt...

Über mir klart der Himmel, seine rotblauen Augen sind überrascht, Mexiko noch immer dort zu finden, wo es gestern war. Ich zünde meine Pfeife an, beobachte die letzten Nachtfetzen die Bäume verlassen und sage mir selbst, daß der Kampf lange und es wert ist...

P.S.

...in dem er mit einem Vollmondgesicht in Richtung Dschungel blickt und fragt... wer ist der Mann, der über einen armseligen Schatten galoppiert? Warum sucht er nicht Erleichterung? Warum sucht er neuen Schmerz? Warum so viele Reisen, wenn Stillstand eingetreten ist? Wer ist er? Wohin geht er? Warum sagt er Auf Wiedersehen mit so geräuschvoller Stille?

Anmerkungen:

- 1 Übersetzt von Clemens Berger
- 2 Zit. nach: Miguel de Cervantes: Don Quixote. Zweiter Band, Frankfurt/Main: Insel 1975, S. 612f
- 3 Figur aus Hector Aguilar Camín's Roman La Guerra de Galio, in dem es um die mexikanischen Guerillas in den 1970er Jahren geht.
- 4 Comisión de Concordia y Pazificación / Nationale Kommission für Eintracht und Friedensstiftung, parlamentarisches Vermittlungsgremium aus Regierungsmitgliedern aller Parteien
- 5 in Mexiko Tag der Kinder
- 6 Fidel Velazquez (1900-1997): mexikanischer Gewerkschaftsführer auf Lebenszeit, der PRI unterstellt
- 7 holländischer Fußballtrainer
- 8 charro: machistischer Cowboy, gleichzeitig umgangssprachlich für Gewerkschaftschef
- 9 Pancho Villa (1877-1923): V., Sohn eines verschuldeten Landarbeiters, ermordete einen Gutsbesitzer, der seine Schwester vergewaltigt hatte, wurde zum Banditen, später der militärische Führer der mexikanischen Revolution. 1914 nahmen seine (teilweise bekifften) Truppen nach blutigem Kampf Torreon ein. „Unter allen Berufsbanditen der westlichen Hemisphäre war vielleicht er es, der die hervorragendste Karriere als Revolutionär gemacht hat.“ Eric J. Hobsbawm: Die Banditen, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972, S. 149
- 10 Das Lokal Samborn, in das Emiliano Zapata frühstücken ging, bevor er sein Amt als Präsident antrat.

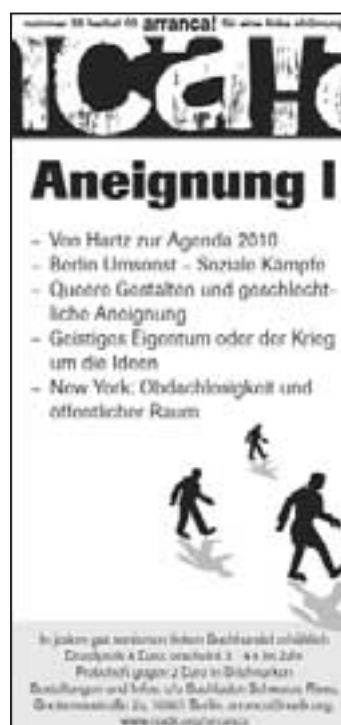
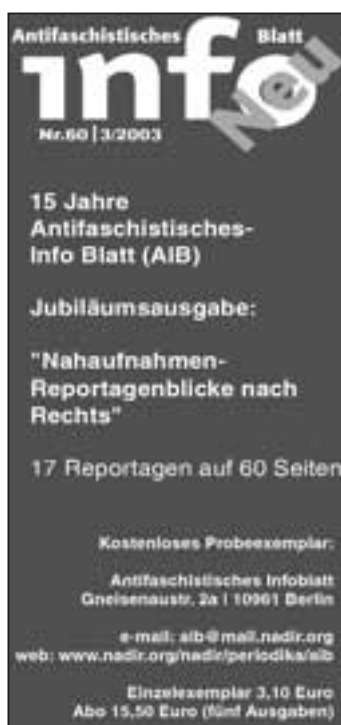
Wie abonniere ich die „grundrisse“?

In Österreich einfach 18,- EURO mit Zahlschein auf das BAWAG Konto Nr. 03010324172, Bankleitzahl 14000, lautend auf K. Reitter einzahlen und in der Rubrik „Verwendungszweck“ angeben, ab welcher Ausgabe das Abo zulaufen beginnen soll. Mehr ist nicht notwendig, da wir deinen Namen und Adresse - so sie leserlich geschrieben sind - dem Bankauszug entnehmen können.

Seit 1.7.03 ist es auch ganz einfach, aus allen Länder mit Euro-Währung spesenfrei auf das grundrisse-Konto zu überweisen. Anzugeben sind nur:

- 1) Betrag in Euro
- 2) „Bank Identifier Code“, kurz BIC genannt: BAWAATWW
- 3) „International Bank Account Number“ kurz IBAN: AT641400003010324172
- 4) Empfänger = K. Reitter
- 5) Verwendungszweck, z.B. Abo für ... ab Nr..

Jedes Abo gilt für 4 Nummern, inklusive Porto! Wir haben wirklich mehr als knapp kalkuliert, über Förderabos freuen wir uns besonders! Gleichzeitig mit der letzten Nummer des Abos bekommt ihr ein Brieflein, in dem wir euch ersuchen, das Abo zu verlängern. Extra abbestellen ist nicht notwendig, wer nicht verlängert, bekommt, wenn wir Zeit und Muße haben, noch die eine oder andere freundliche Aufforderung, das wars dann.



WER VERKAUFT IST SCHON VERKAUFT!!!

EKH BLEIBT!!!

Bedingt durch die angeblich schwere Finanzkrise der KPÖ, denkt die Partei nun darüber nach, das einzige soziale Zentrum Österreichs, das Ernst Kerschmayer Haus, zu verkaufen. Dies würde wohl das Aus für die ehemalige Wielandschule bedeuten. Das EKH wurde 1990 besetzt und seither haben sich, Staatsregression und medialen Hetzkampagnen zum Trotz, verschiedene linke politische Projekte entwickelt, die die KPÖ im Falle eines Verkaufs der Immobilienspekulation überlassen würde. Durch eine Räumung würden über 27 verschiedene Gruppen aus den Bereichen Antifaschismus, Antirassismus, Antiheterosexismus, Kultur, Musik, Sammelobjekte, kollektives Wohnen, Bibliothek, Archiv, Infoladen, Gegenkultur, Migration und viele mehr betroffen.

Unser Standpunkt ist klar:
EKH bleibt! Wir bleiben!

Dieses Haus ist unverkäuflich! Seit der Besetzung vor 13 Jahren befindet sich dieses Gebäude nicht mehr in der Verfügungsgewalt der KPÖ!

EKH, Wielandgasse 2-4, 1100 Wien
www.mad-uer.net/ekh
ekhhaus@angelfire.com